



Eine Milchstraße voller Einfälle

40 Jahre Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis
des Landkreises Darmstadt-Dieburg
für bildende Kunst und Literatur

Eine Milchstraße voller Einfälle

40 Jahre Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis
des Landkreises Darmstadt-Dieburg
für bildende Kunst und Literatur



INHALT

- Seite 4 Eine Milchstraße voller Einfälle – 40 Jahre Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg, Klaus Peter Schellhaas
- Seite 6 Etwas Neues sehen – In 40 Jahren folgte der Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis vielen Regeln, Johannes Breckner
- Seite 12 Esteban Fekete – Geträumte Welt des Farbholzschneiders, Claus K. Netuschil
- Seite 15 Ernst Schonfeld – Jenseits der üblichen Stil Kategorien, Roland Held
- Seite 18 Leo Leonhard – Ein Mann von Linie, Roland Held
- Seite 21 Bruno Müller-Linow – Maler, Aquarellist, Zeichner und Radierer, Claus K. Netuschil
- Seite 24 Rainer Lind – Ein Kosmos der Figurchiffren, Roland Held
- Seite 27 Barbara Beisinghoff – Experimente im Gegenlicht, Roland Held
- Seite 30 Arno Jung – Die zwei Pole der Wirklichkeit, Roland Held
- Seite 33 Detlef Kraft – Zwei Bildhauer in einer Haut, Roland Held
- Seite 36 Gerd Winter – Bekenntnis zur Farbe, Claus K. Netuschil
- Seite 39 Matthias Will – Raumgreifende Stahlskulpturen, konstruktiv und schwebend, Claus K. Netuschil
- Seite 42 Helga Griffiths – An der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst, Roland Held
- Seite 45 Andrea Neuman – Der Mensch am Horizont von Farbe und Raum, Bettina Bergstedt
- Seite 48 Klaus Lomnitzer – Der Forscherkünstler und die Natur, Roland Held
- Seite 51 Martin Konietschke – In lebenspraller Vitalität, Roland Held
- Seite 54 Kurt Wilhelm Hofmann – Gegenstände zwischen Werden und Vergehen, Roland Held
- Seite 57 Joachim Kuhlmann – Die Figur als Zeichen ihrer selbst, Roland Held



- Seite 62 Ursula Teicher-Maier – Versuch über die Klärung des Lebens in Miniaturen, Bettina Bergstedt
- Seite 65 Mechthild Curtius – Mit poetischer Nüchternheit und Akribie, Bettina Bergstedt
- Seite 68 Iris Anna Otto – Mit lakonischem Witz auf der Suche nach dem blauen Wunder, Bettina Bergstedt
- Seite 71 Susanne Mischke – Schreiben, ein Mord, manchmal ein Faulenzertag und viel Milchkaffee, Bettina Bergstedt
- Seite 74 Rainer Wiczorek weiß, wie man ohne Eis mit dem Bob fahren kann – Die Kunst des Verschwindens, Johannes Breckner
- Seite 77 Silke A. Schuemmer – Da wo das Leben ist, ist Literatur, Bettina Bergstedt
- Seite 80 Philip Meinhold – „Die Erinnerung macht uns zu dem, was wir sind“, Bettina Bergstedt
- Seite 83 Peter Kurzeck – Nichts vergessen dürfen und alles in Literatur verwandeln müssen, Alexander Losse
- Seite 86 Andreas Maier – Feinnervige Ironie und robuste Heimatverbundenheit, Shirin Sojitrwalla
- Seite 89 Silke Scheuermann – Verschwinden in eine fabelhaft andere Welt, Bettina Bergstedt
- Seite 94 Autorinnen und Autoren
- Seite 96 Satzung
- Seite 100 Preisträgerinnen und Preisträger des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises im Internet
- Seite 102 Kunst und Kultur beim Landkreis Darmstadt-Dieburg und in den 23 Städten und Gemeinden
- Seite 107 Impressum

EINE MILCHSTRASSE VOLLER EINFÄLLE

40 Jahre Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg

Georg Christoph Lichtenberg ist wohl der berühmteste Sohn unseres Landkreises. Als 1979 der Kulturpreis des Landkreises Darmstadt-Dieburg erstmals gestiftet wurde, war es nur folgerichtig, ihn nach dem genialen Querdenker, Aufklärer, Physiker, Philosophen, Schriftsteller und Begründer des deutschen Aphorismus zu benennen.

Das 40-jährige Bestehen des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises des Landkreises Darmstadt-Dieburg in Lichtenbergs 220. Todesjahr nehmen wir zum Anlass, mit diesem Buch erstmals alle 26 bildenden Künstlerinnen und Künstler, Schriftstellerinnen und Schriftsteller vorzustellen, denen bisher unser Preis verliehen wurde. Wer in diesem Buch blättert und

liest, erhält eine Ahnung davon, dass sich mit ihnen „eine ganze Milchstraße von Einfällen“* verbindet. Erkennbar wird auch, dass die Preisträgerinnen und Preisträger unverzichtbare Seismografen der Gesellschaft sind. Mit ihren Werken abstrahieren sie, irritieren und verblüffen, sie spiegeln, fokussieren, decken auf und setzen neue Kontexte. Unser Preis ist deshalb viel mehr als die bloße Anerkennung großartiger Arbeiten, er ist eine klare Aufforderung zu Reflexion, Diskurs und Partizipation. Das macht den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis heute aktueller und notwendiger denn je.

Nach einer Einführung in die Historie und Entwicklung des Preises zieht das Buch die Aufmerksamkeit

Georg Christoph Lichtenberg wurde am 1. Juli 1742 in Ober-Ramstadt geboren. Er war das jüngste von 17 Kindern des Ehepaars Johann Conrad Lichtenberg und Catharina Henriette Lichtenberg, geborene Eckard. Die Familie zog 1745 nach Darmstadt, wo der Vater erst zum Stadtpfarrer, dann zum Superintendenten ernannt worden war. Georg Christoph Lichtenberg litt an einer fortschreitenden Wirbelsäulenverkrümmung, die ihn klein bleiben ließ und ihm das Atmen erschwerte. Bis zu seinem zehnten Lebensjahr wurde er im Elternhaus unter-

richtet. Nach dem Tod seines Vaters besuchte er das Pädagog, damals die älteste Lateinschule in Darmstadt, die er 1761 abschloss. Später schrieb er sich an der Universität Göttingen für Mathematik und Physik ein. Im Jahr 1769 wurde Lichtenberg an der Göttinger Universität zum außerordentlichen Professor ernannt; er lehrte Physik, Mathematik und Astronomie. Gleichzeitig galt seine skeptisch-ironische Beobachtungsgabe seinen Mitmenschen. Bekannt wurde er auch durch satirische Beiträge - etwa zu den Werken des englischen



zuerst auf die bildenden Künstlerinnen und Künstler und dann auf die Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Mit dieser Reihenfolge knüpfen wir an die Genese des Lichtenberg-Preises an, der anfangs ein reiner Kulturpreis für bildende Kunst war; erst 1987 kam die Literatur dazu. Heute wird der Lichtenbergpreis alle zwei Jahre im Wechsel für die beiden Sparten ausgelobt, wie sich in der aktuellen Satzung im Anhang nachlesen lässt. Dort finden sich auch die Kontaktdaten der Kulturförderung in unserer Kreisverwaltung sowie der 23 kreisangehörigen Städte und Gemeinden. Interessierte erfahren hier, welche Einrichtungen und Initiativen sich vor Ort für bildende Kunst und Literatur engagieren.

Mein herzlicher Dank gilt allen, die in besonderer Weise zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben: Johannes Breckner und Claus K. Netuschil für ihre wertvollen Anregungen zur Konzeption, Roland Held für seine Expertise bei der Bildauswahl, Martel Döring und der Lichtenberg-Bibliothek in Ober-Ramstadt für Erkundungshilfe und wunderbares Material. Unsere Recherchen wurden unterstützt durch die Kulturämter der Städte Hanau und Marburg

Kupferstechers William Hogarth. Als Naturforscher erlangte er internationalen Ruhm, war Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Vereinigungen und stand in reger Korrespondenz mit bedeutenden Gelehrten seiner Zeit. Sein Interesse war unerschöpflich, reichte von Mathematik, Physik und Ingenieurswesen über Geschichte, Politologie und Philosophie bis hin zu Ästhetik, den schönen Künsten und Literatur. Lichtenberg gilt als Begründer des deutschen Aphorismus. Aufschluss über den genialen Querdenker geben auch seine von ihm



sowie des Main-Kinzig-Kreises. Wir danken nicht zuletzt den Preisträgerinnen und Preisträgern, Angehörigen und Nachlassverwaltern, den Galeristen und Verlagen für Informationen und Bilder.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre

Ihr 

Klaus Peter Schellhaas
Landrat

selbst so genannten „Sudelbücher“, in denen er über dreißig Jahre Gedanken notierte. Georg Christoph Lichtenberg starb am 24. Februar 1799; sein Grab befindet sich auf dem Bartholomäus-Friedhof in Göttingen.

Vgl. Georg Christoph Lichtenberg. Krokodile im Stadtgraben, Sudelsprüche und Schmiernotizen, ausgewählt von Robert Gernhardt, Frankfurt/Leipzig 1998; <https://www.deutschebiographie.de/sfz51050.html>; <https://www.darmstadt-stadtlexikon.de/de//lichtenberg-georg-christoph-sohn.html>.

ETWAS NEUES SEHEN

In vierzig Jahren folgte der Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis vielen Regeln

Der Landkreis Darmstadt-Dieburg nimmt seinen berühmten Sohn ernst. „Man muss etwas Neues machen, um etwas Neues zu sehen“, notierte Georg Christoph Lichtenberg. Ganz so, als habe er das

Motto für den Preis formuliert, der in seinem Namen verliehen werden sollte. Denn die politischen Mandatsträger hatten im Verlauf von vierzig Jahren Preisgeschichte ziemlich oft den Wunsch, etwas Neues zu sehen, weshalb die Satzung des 1979 begründeten Preises in sieben unterschiedlichen Fassungen vorliegt.

Es wäre voreilig, das als Wankelmütigkeit zu schelten. Es ist ja ehrenhaft, etwas Gutes noch besser machen zu wollen, und an vielen Änderungen lässt sich die positive Entwicklung der Auszeichnung ablesen. 1986 wurde die Erweiterung des Kunstpreises auf Literatur beschlossen. Anfangs durften nur Landkreisbewohner geehrt werden, dann wurde auch „die nähere Umgebung“ einbezogen. 1998 fielen diese Einschränkungen ganz, was dem Landkreis Hunderte von Bewerbungen aus dem gesamten Bundesgebiet eintrug. Besonders unter den Schriftstellern herrscht ein reger Preistourismus, und weil es überdies keine Beschränkungen auf ein Genre



Barbara Beisinghoff: Ohne Titel, 2000, Wasserzeichenbild mit eingeschöpften Sudelblatfetzen und gedruckten Sätzen von Georg Christoph Lichtenberg, 63 x 44 cm.



Detlef Kraft: Georg Christoph Lichtenberg, 2017, Bronze,
Georg-Christoph-Lichtenberg-Haus TU-Darmstadt.
Foto: Martin Diehl

gab, hatte die Jury in einem literarisch besonders fruchtbaren Jahrgang mit fast 800 Einsendungen unterschiedlichster Art zu kämpfen, Dramenentwürfe waren dabei und Essays, Gedichte und Erzählungen, Romanfragmente und auch ein Opernlibretto.

Um die Sache fürs Publikum spannend zu machen, gab es einen öffentlichen Lesewettbewerb der letzten drei Kandidaten. Die Preisträger kamen aus Aachen und Berlin, lernten den Landkreis von seiner besten Seite kennen und reisten wieder ab.

Als 2001 auch der Kunstpreis zum ersten Mal bundesweit ausgeschrieben wurde, wählte die Jury mit

Andrea Neuman immerhin eine Preisträgerin, die ihr Atelier in der Mühltaler Wacker-Fabrik hatte. Als 2003 wieder die Literatur an der Reihe war, stieg die Flut der Einsendungen erneut, und die nächste Novellierung der Satzung war fällig. Preisträger sollten „in der südhessischen Region leben oder einen Bezug dazu haben“. Später kam noch der Begriff „Rhein-Main“ dazu, was nebenbei das gewandelte Selbstverständnis des Landkreises dokumentiert, der selbstbewusst seinen Platz in dieser europäischen Boomregion gefunden hat.

Wie viele Kunst- und Literaturpreise es in Deutschland gibt, ist nicht leicht zu ermitteln. Ein paar Hundert



Leo Leonhard: Lichtenberg-Collage mit Portrait en face und Skelett, Stechardin, Sudelvers zur Person, Naturwissenschaftliche Bemerkungen und Fragment von Schwänzen, 1998, 65 x 50 cm.

die Texte besorgte und die Entscheidung anzweifelte. Die Sache war deswegen pikant, weil der Kritiker erfolglos selbst am Wettbewerb teilgenommen hatte. Die Folge war – eine neue Satzung, die alle Jurymitglieder zur Verschwiegenheit verpflichtete.

Dass Lichtenberg und der Landkreis jeweils lange Namen haben, sorgt für ein rekordverdächtiges Alleinstellungsmerkmal als Preis mit den meisten Buchstaben. Offiziell heißt er „Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg für bildende Kunst“ und „Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg für Literatur“. Mit der mehrmaligen korrekten Nennung ist bei einer Preisverleihung die halbe Laudatio schon gehalten; selbstverliebte Redner blicken mit Neid auf den Kleist-Preis, der ihnen locker eine halbe Minute zusätzliche Zeit schenken würde. Als Längen-Konkurrent gab es nur noch den „Literaturpreis der Universitätsstadt Marburg und des Landkreises Marburg-Biedenkopf“, aber der wurde inzwischen eingestellt. Nicht des Namens wegen, sondern weil den Stiftern die überregionale Aufmerksamkeit fehlte, die sie sich mit dem Preisgeld erkaufen wollten.

Dabei geht es ja gar nicht um überregionale, sondern vielmehr um regionale Aufmerksamkeit. Falls es den Ehrgeiz jemals gab, in der mindestens bundesweiten Kunst- und Literaturszene als Landkreis

sind es auf jeden Fall, und rechnerisch könnte man wahrscheinlich an jedem Tag des Jahres drei oder vier verleihen. Der Landkreis war bei der Preisgründung klug genug, die Auszeichnung nicht an ein Wohnrecht zu knüpfen. Derlei Stipendien folgen zwar dem verständlichen Wunsch, vom Preisträger auch etwas zu haben. Aber das kann auch schiefgehen, wie bei Erich Loest, der als Biertrinker im Weinort Deidesheim landete und hinterher über die Deidesheimer, ihre literarischen Ansprüche und ihren sauren Wein mächtig vom Leder zog. Preise können nämlich schnell auch zur Posse werden – das schaffte der Lichtenberg-Preis nur einmal, als ein Kreistagsabgeordneter sich von einem Jurymitglied

wahrgenommen zu werden, ist er inzwischen wohl-tuend verblasst. Warum wird ein Preis vergeben? Zur Förderung von Kunst und Kultur beziehungsweise derjenigen, die sie produzieren. Kunst entsteht nämlich nicht zur Erfüllung eines Businessplans. Dass sie sich für den Künstler rechnet, ist nicht ausgeschlossen, aber die Regel ist es nicht. Hinter der Förderung von Kunst und Kultur steht deshalb auch das Ideal einer Gesellschaft, die sich nicht alleine über das erfolgreiche Wirtschaften definiert. Ein Kunstpreis ist eine Botschaft. Nicht an die überregionale Kunstszene, dass es in Darmstadt-Dieburg, wo immer das liegen mag, etwas zu holen gibt. Sondern er signalisiert den Bewohnern des Landkreises, dass diese Gebietskörperschaft mehr ist als Baubehörde, Führerscheinstelle und Abfallwirtschaft. Nicht zuletzt kann er auf dem Umweg über die Kunst Identität stiften in einem Landkreis, der zwischen den großen Kommunen im Westen und beispielsweise den kleinen Ortsteilen von Modautal oder Fischbachtal sehr unterschiedliche Lebensverhältnisse vereint.

Es hat Zweifel daran gegeben, ob dieser Preis Zukunft hat, und politische Initiativen, die ihn abschaffen wollten. Aber zum Glück hat er überlebt, denn er zeigt auch, wie der Landkreis sich verändert – in seiner Struktur, in den Lebenswirklichkeiten, in den Beziehungen zur Nachbarschaft, in seinem regionalen, gleichzeitig weltoffenen Selbstbewusstsein. Deshalb wird er hoffentlich noch viele erfolgreiche

Neufassungen seiner Satzung erleben. Denn Lichtenberg-Leser wissen, was zu tun ist, wenn man etwas Neues sehen will.



Martin Konietschke: Georg Christoph Lichtenberg, Neue Blicke durch die alten Löcher, 2016, Bronze, vor dem Rathaus in Ober-Ramstadt.

The background is a vibrant blue with a complex, painterly texture. It features numerous overlapping, diagonal and horizontal brushstrokes of varying lengths and directions, creating a sense of movement and depth. The colors range from a deep cerulean to a lighter, almost white-blue at the top, suggesting a sky or a vast, open space. The overall effect is that of a rich, layered artistic composition.

BILD
ENDE
KUNST

1979 Esteban Fekete
1980 Ernst Schonefeld
1982 Leo Leonhard
1984 Bruno Müller-Linow
1986 Rainer Lind
1988 Barbara Beisinghoff
1990 Arno Jung
1992 Detlef Kraft
1994 Gerd Winter
1996 Matthias Will
1998 Helga Griffiths
2001 Andrea Neuman
2005 Klaus Lomnitzer
2009 Martin Konietschke
2013 Kurt Wilhelm Hofmann
2018 Joachim Kuhlmann





ESTEBAN FEKETE

Geträumte Welt des Farbholzschnegers

Esteban Fekete nimmt in der Reihe der Georg-Christoph-Lichtenberg-Preisträger eine herausragende Rolle ein: Er war 1979 der Erste, dem dieser neu geschaffene Preis für bildende Kunst des Landkreises Darmstadt-Dieburg zuerkannt und verliehen wurde. In der 40-jährigen Rückschau erweist sich der Künstler als Persönlichkeit und mit seinem Werk in besonderer Weise als eine glückliche Wahl! In seiner Weltläufigkeit, mit Lebensstationen in Ungarn, der Türkei, in Paris, Südamerika, Irland und vielen anderen Orten in Europa, fand er in Gundernhausen bei Roßdorf seinen Lebensmittelpunkt.

Sein eigenständiges Werk entstand fernab des lauten Getöses auf den geschäftigen Marktplätzen der Kunst, fernab von Concept Art, Installation oder jeglicher Reduzierung der Minimal Art.

Esteban Fekete war mit seiner Kunst von Anfang an auf der Spurensuche nach Einfachheit und Menschlichkeit. Mit großer künstlerischer Konsequenz und harter Arbeitsdisziplin hat er mit der erzählerischen Verbildlichung seiner Welt ein meisterhaftes Werk geschaffen, das sich trotz eines vordergründigen Anachronismus in einer Zeit der schnellen Moden souverän behauptet hat.

Nach verschiedenen grafischen Versuchen führte ihn 1960/61 fast ein Zufall zur Technik des Farbholzschnitts, der sein künstlerisches Schaffen fortan bestimmte.

Der erste Farbholzschnitt als originalgrafisches Plakat für eine Frankfurter Galerie war eine Sensation, und ein genialer Wurf zugleich, der künstlerisch, thematisch und technisch bereits im ersten Blatt das Spezifische, Eigenständige und Herausragende seiner grafischen Kunst enthielt. Experimentell kam er zu neuen Möglichkeiten der Bearbeitung seiner Druckplatten, die der Kantigkeit des Holzes widersprach. Feketes Farbholzschnitte sind malerisch, fast luzid, strahlend und überbordend farbintensiv.

Sein Name ist zum Synonym geworden für die von ihm mit ganzer Körperkraft, vor allem beim Druckvorgang, obsessiv eingesetzten Technik, die er erneuerte, ergänzte und um wesentliche Aspekte erweiterte. Neben dem umfangreichen Farbholzschnitt-Werk, das in fünf Jahrzehnten seines künstlerischen Schaffens entstand und das ihm seinen kunstgeschichtlichen Nachruhm sichert, vergisst man oft den lustvollen Experimentierer Fekete, der in vielen Materialien und Techniken arbeitete, um seiner Bilderwelt Gestalt zu geben.





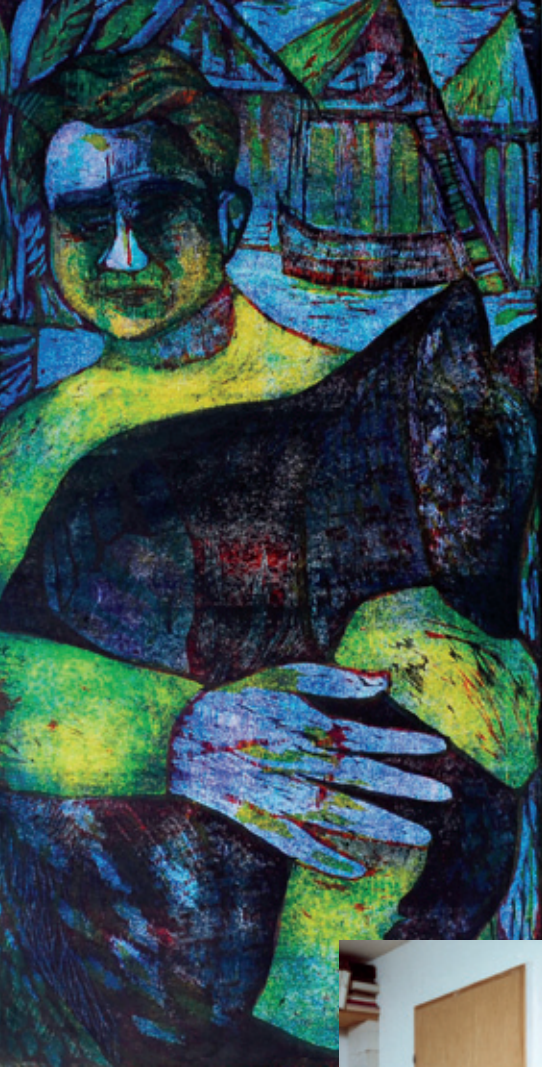
Esteban Fekete:
Felsige Landschaft, 1970,
Farbholzschnitt.

Er war Maler und Zeichner, Holz- und Steinbildhauer, Buchillustrator und Hinterglasmaler, Emaillekünstler und Entwerfer von Schmuckstücken, die er auch selbst ausführte, und er bemalte Gefäßkeramik. Im Farbholzschnitt erkannte er sein adäquates künstlerisches Ausdrucksmittel und schuf allein in dieser Technik ein über 800 Motive umfassendes Lebenswerk.

Von Anbeginn seiner künstlerischen Existenz ließ sich Esteban Fekete in keine der gängigen Schubladen des damaligen Kunstbetriebes einordnen und so ist es über seinen Tod im Jahre 2009 hinaus bis heute geblieben. Fekete war um 1960 für Europa

und Deutschland eine außergewöhnliche Entdeckung! Märchenhaft ist seine Thematik im paradiesischen Zueinander von Mensch und Tier im völligen Einklang mit der Natur.

Die Bilder strahlen die Einfachheit eines zeitenthobenen, ländlichen Lebens aus und wirken vor allem über die von Fekete entwickelte, bei der Druckgrafik wie bei der Malerei gleichermaßen eingesetzte, höchst eigene und selten gesehene Farbbigkeit.



Esteban Fekete: Ich trage den toten Ulysses, 1964, Farbholzschnitt.

1948 wurde ein Ausstellungsbesuch in Paris zum prägenden und nachhaltigen Kunsterlebnis: Der 24-jährige Fekete sah zum ersten Mal Arbeiten von Pierre Bonnard, dessen Themen und Farbigkeit ihn künstlerisch inspirierten. Auch für Fekete wurden malerische Schönheit und Leuchtkraft der Farbflächen zum Stilprinzip. Er war, wie Bonnard, ein Einzelgänger, den alle programmatischen Abstraktionen, alle Stil Tendenzen und Ismen seiner Zeit nicht interessierten.

Esteban Fekete wurde 1924 in Ungarn, einem Land der bunten Gewänder und polychromen Textilien, geboren. Von den Kindheitseindrücken aus der Türkei blieb die Erinnerung an die farbigen Teppiche Anatoliens. 1948 kam Esteban Fekete nach Argentinien und erlebte sehr intensiv das für ihn neue und fremde Land. Wieder waren es die Farben, die ihn faszinierten, die schweren Grüns, das Rostrot und Ocker, die Landschaft um Córdoba und am Rio de la Plata.

Seine Themen blieben an den Gegenstand gebunden, Figur, Stillleben, Interieurs und Landschaft. Er gestaltete das einfache häusliche Leben, das er selber lebte, die Zweisamkeit von Mann und Frau, die elementare Zuneigung zum Tier, und er poetisierte die Begegnung von Tier und Mensch in einer märchenhaften, paradiesgleichen Landschaft. Allen Beziehungen der Wesen und Dinge zueinander haftet etwas Mythisches an. Von diesem Mythos und von der Sehnsucht des Menschen nach Wahrheit und Ursprünglichkeit kündigt seine Kunst.

Esteban Fekete war ein Einzelgänger in der Kunst, ein Grenzgänger und Gratwanderer, und er war ein intensiver Leser der Weltliteratur und ein kenntnisreicher Musikliebhaber. Esteban Fekete war ein fabulierender Märchenerzähler, der Bild und Poesie verband, getragen von großer Musikalität!

Der 1979 verliehene Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis bedeutete Esteban Fekete (*1924 in Cinkota, Ungarn, †2009 in Dieburg) viel und verband ihn lebenslang mit der gewählten Region, in der er lebte und arbeitete.

Esteban Fekete im Wohnatelier auf dem Stetteritz mit Emaillebild und Holzskulptur; eb. S. 12.





ERNST SCHONNEFELD

Jenseits der üblichen Stil Kategorien

Mit Erstaunen wurde in Zeitungsartikeln immer wieder darauf hingewiesen, dass da einer, in unserer Epoche der Mobilität, in seinem Geburtsort auch sein Alter erlebt. Dabei ist Ernst Schonnefeld zwischen den Fünfziger- und Achtzigerjahren, nachdem eine existenzbedrohliche Kriegsverletzung ausgeheilt war, durchaus viel gereist: in Frankreich, Spanien, Marokko, Griechenland, immer wieder in die Schweiz und dort besonders im Tessin. In Montagnola lernte er Hans Purrmann, einst deutscher Vorzeigeschüler von Henri Matisse, näher kennen, und auch Oskar Kokoschka, Pablo Picasso, Salvador Dalí kreuzten seinen Weg. Ein Weg, gegründet auf die unmittelbare Anschauung der Erscheinungswelt ebenso wie auf den Anspruch, das Gesehene zu übertragen in ein bildinternen Gesetzen gehorchendes Ergebnis. Ein Weg zumal, an dem er festhielt auch in Zeiten, da die Totalabstraktion den Markt regierte und gegenständliche Kunst im Verdacht der Rückständigkeit, wenn nicht Schlimmerem stand. Porträtaufträge trugen zum Lebensunterhalt bei.

Zahlenmäßig dominierten in seinem von spontaner, dabei sicherer Pinselschrift geprägten Schaffen freilich Landschaft und Stillleben.



Ernst Schonnefeld: Stillleben Küche, 1979,
Öl auf Leinwand, 100 x 130 cm.
Foto: Martin Diehl

Ernst Schonnefeld: Welkes Blatt, 1992,
Öl auf Leinwand, 120 x 198 cm.
Foto: Martin Diehl



„Malen [war] ein Akt der Selbstbehauptung“, bescheinigte ihm einmal der Kunstkritiker Robert d’Hooghe. Und spielte damit wohl auf die Tatsache an, dass Ernst Schonnefeld seinen Berufswunsch gegen den väterlichen Willen durchsetzen musste. Rückendeckung erhielt er von Robert Breyer – an die Bergstraße ausgewandertes Mitglied der berühmten Berliner Sezession –, der dem Gymnasiasten Zeichen- und Malunterricht erteilte. Es folgte 1939 bis 1941 ein Studium erst an der Städelschule Frankfurt, dann an der Kunstakademie Düsseldorf. Für kurze Zeit war er abgestellt als Trickfilmzeichner an der Heeresfilmstelle in Berlin, bevor er zum Kriegsdienst eingezogen wurde. 1946 konnte er nach Auerbach zurückkehren, wo er zehn Jahre später das Elternhaus um einen Atelieranbau erweiterte. Bereits 1953 war Schonnefeld Mitglied der Darmstädter Sezession geworden, in deren Vorstand er mehrere Jahrzehnte wirkte. In den sogenannten „Jahresausstellungen“ dieser Künstlervereinigung ließen sich die Etappen seiner malerischen Entwicklung minutiös verfolgen – von einer gleichermaßen an Impressionismus und Expressionismus geschuldeten frühen Position hin zum Spätwerk, das sich denkbar weit vom schlichten Abbilden entfernte und einen Raum jenseits der üblichen stilistischen Kategorien eroberte.



„Die reifen Bilder Schonnefelds sind rein aus der Farbe geformt und entziehen sich der Wortbeschreibung.“ Die Sätze, mit denen Bernd Krimmel, Generationsgefährte, Malerfreund und langjähriger Direktor der Darmstädter Mathildenhöhe, die Leistung des Preisträgers in seiner Laudatio 1980 charakterisierte, klingen im Nachhinein prophetisch. Wurden sie doch erst von besagtem Spätwerk voll eingelöst: Gemälde, die den Gegensatz von Figürlich und Nicht-Figürlich kurzschließen mit Szenen, für die die gewohnte visuelle Wirklichkeit nur noch den Anlass liefert: etwa stark in Grautönen gehaltene Atelierfenster-Stillleben als Vermittler zwischen den Welten drinnen und draußen; oder Geflechte, gleich riesigen Spinnennetzen, mit den unterschiedlichsten Symbolgegenständen darin eingeflochten. Ernst Schonnefeld, Augenmensch und bis ins hohe Alter nie ohne Stift und Papier zwecks Spontan-Festhalten seiner Beobachtungen unterwegs, bekannte: „Ich fühle mich frei, sicher, geschützt, wenn ich mit dem Pinsel umgehe, besserer Einsichten fähig. Malend bin ich in intensiverem Kontakt mit mir und der Welt.“

Ernst Schonnefeld (*1921 in Auerbach, Bergstraße, †2014 in Heppenheim) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1980.

Ernst Schonnefeld,
Fotoreproduktion:
Martin Diehl, eb. S. 15





LEO LEONHARD

Ein Mensch ganz von Linie

Dass seinem Studium 1961 bis 1964 an der Kunstakademie Düsseldorf mehrere Germanistik-Semester vorausgegangen waren, erstaunt den Kenner kaum: Ein Gutteil seines Schaffens, namentlich auf druckgrafischem Gebiet, machen Blätter aus, ange-regt durch die Werke von Wieland, Goethe, Heine, Kafka, Musil, aber auch von Poe, Joyce, Pound, Beckett – sowie, nicht zu vergessen, immer wieder Georg Büchner. Für Leo Leonhard waren, anders als für viele Künstler der Moderne, die Begriffe „literarisch“ und „illustrativ“ kein Schimpfwort. Basis seiner Kunst blieb lebenslang die Zeichnung.

Ob per Bleistift oder per Feder, in puncto Eleganz und Präzision der Linie trat er bewusst in die Fußstapfen der – nicht zuletzt Heidelberger und Darmstädter – Romantiker. Als geborener Zeichner wurde er denn auch gefeiert, als er in den späten Sechzigerjahren mit ersten Ausstellungen an die Öffentlichkeit trat. Parallel übrigens zur Lehrerstelle im südhessischen Schuldienst, wo er 1975 zum Fachleiter für Kunsterziehung aufstieg, bevor er, nach mehreren Gastdozenturen, 1987 eine Professur für Zeichnen an der FH Mainz antrat. Nach seiner Emeritierung 2004 wirkte er freischaffend.



Leo Leonhard: Hypnose, 1969,
Radierung + Aquatinta,
34,8 x 55,3 cm.

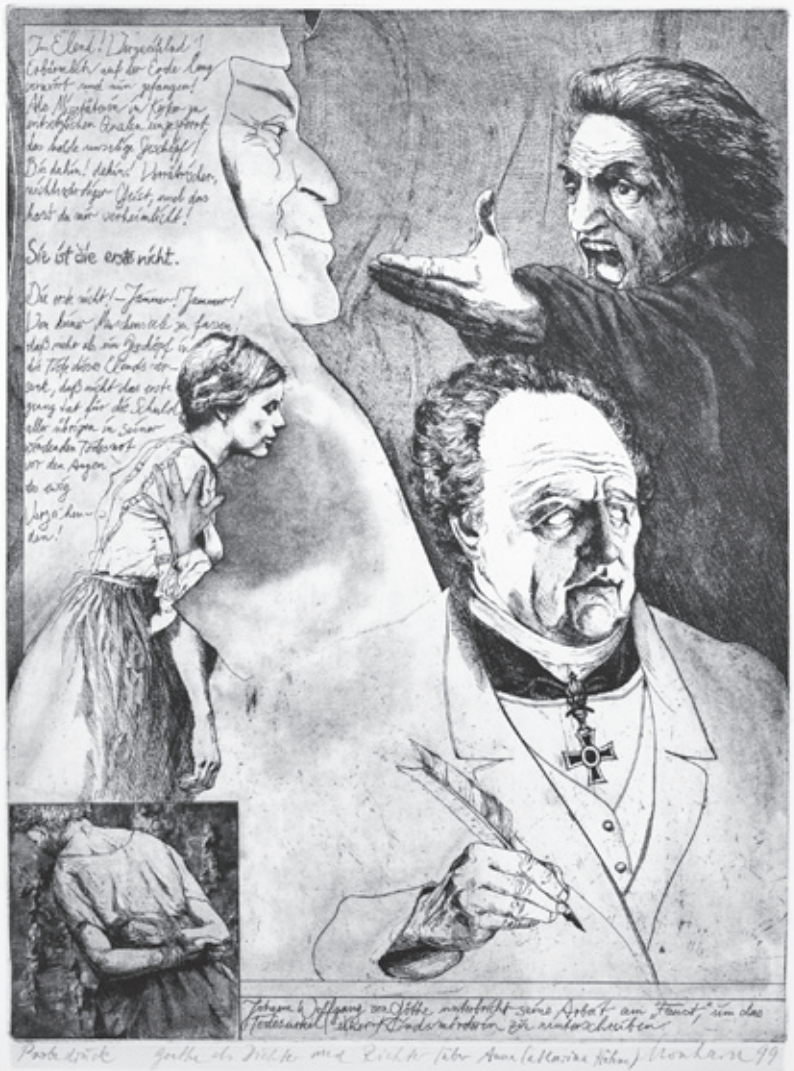




Leo Leonhard, Foto: Günther Jockel, eb. S. 18

Nun bedeutet Romantik in seinem Fall nie welt- und zeitentoben. Dazu war ihm deren historischer Vorlauf in Aufklärung und Revolution zu bewusst. Entsprechend war es nicht ehrfürchtige Nostalgie, was ihn zum Illustrieren der Klassiker trieb. Ihm ging es vielmehr darum, aufklärerisch und anstoßgebend zu einem Gegenwartspublikum zu sprechen. Gerne widmete Leo Leonhard einem Thema ganze Zyklen, resultierend aus seiner „Vorliebe für grafische Folgen mit ihrem Prinzip der Variation und Steigerung“ (Leonhard). Er begriff sich als künstlerischer Realist – nicht im Sinne einer peniblen Abschilderung der

Wirklichkeit, sondern um deren gesellschaftliche und existenzielle Aspekte mit kritischem Scharfblick zu durchdringen. Was eine Wendung der Motive ins Surreal-Phantastische durchaus einschließen konnte. Wiederum namentlich in der Druckgrafik griff er Themen wie Umweltzerstörung, Jugendprotest, politische Repression und mediale Bepaßungsindustrie auf. Sogar in den Landschaftsaquarellen mit Szenarien von Bergstraße, Odenwald oder auch Fernreisen, ursprünglich von ihm betrieben, um sich Rechenschaft über sein unmittelbares Wahrnehmungserlebnis zu geben, entdeckt man hier und



Leo Leonhard: Goethe als Dichter und Richter,
1999, 43 x 33 cm.

da eingebaut kleine Störungen des vermeintlichen Idylls: schmerzhaft Einschnitte der Zivilisation ins Gewebe der Natur.

Einen „Mann der reflektierenden Phantasie“ hat man ihn genannt, und er selbst gestand: „Ich glaube, ich setze einen Betrachter voraus, der Vorwissen mitbringt.“ Am stärksten trifft das zu auf die Blätter, wo er mit kunsthistorischen Zitaten operiert, von Dürer, Bosch, Breughel, Caravaggio über Hogarth, Goya, Delacroix, Courbet bis zu – meist mit einer Prise distanzierter Spotts – ikonischen Figuren der Moderne wie Picasso, Beuys, Penck. Sein wiederholtes Klagen über den Verlust von Augensinn und Handwerk sollte man nicht verwechseln mit einem starren Festhalten am Alten; immerhin publizierte er in den Siebzigerjahren mehrere, keineswegs nur für junge Leser gedachte Comic-Bücher! In seinen letzten Schaffensdekaden kehrte Leo Leonhard verstärkt zur lange zugunsten der Grafik ruhenden Malerei zurück, auf großen Leinwänden und mit ähnlich komplexer Motivik wie etwa in der kleinerformatigen Radierung. Typisch jedoch, dass die eindringlichste Wirkung gerade jene Ergebnisse haben, wo die Farbe, statt sich flächenfüllend auszubreiten, der gezeichneten, nackten Konturlinie maximalen Spielraum lässt.

Leo Leonhard (*1939 in Dresden, †2011 in Bensheim) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1982.





BRUNO MÜLLER-LINOW

Maler, Aquarellist, Zeichner und Radierer

Bruno Müller-Linow gehörte seit Mitte der Fünfzigerjahre zu den profiliertesten und prägenden Künstlergestalten der Darmstädter Kunstszene. Pointiert formuliert bezog er immer sehr konkret Position zur Kunst, besonders zur Malerei und zum Kunstbetrieb seiner Zeit. Seine von der Kunstgeschichte geprägten Gedanken zur Gegenwartskunst des 20. Jahrhunderts fanden bei Künstlerkollegen, Kunsthistorikern und seinen Sammlern ein offenes Ohr. Er war ein glänzender Fabulierer mit dem Malerpinsel und der Radiernadel, aber auch im Umgang mit dem Wort, der Sprache, und er war ein großartiger Briefeschreiber. Mit seinem kraftvoll-farbintensiven Werk fand er schon in jungen Jahren Beachtung und Anerkennung.

Durch seinen Geburtsjahrgang, 1909, gehörte er als herausragender Vertreter zu den Malern des Nachexpressionismus, einer Stil Tendenz, die in der Zeit der Weimarer Republik, zwischen Expressionismus und Neuer Sachlichkeit einen neu gesehenen Realismus propagierte. Deshalb ordnen die Kunsthistoriker Bruno Müller-Linow und sein Werk der seit

den Achtzigerjahren so benannten „Verschollenen Generation“ zu. Seine künstlerischen Vorbilder waren die Künstler der Berliner Sezession und die frühen Expressionisten. Er verehrte die magisch-



Bruno Müller-Linow:
Blumenstillleben, 1993,
Öl/Leinwand.



Bruno Müller-Linow,
Foto: Renate Gruber, eb. S. 21

malerischen Stillleben Carl Schuchs, die intensiven Grüns in den Landschaften Wilhelm Trübners und die Realistik bei Wilhelm Leibl. Malerfreundschaften verbanden ihn mit dem großartigen Porträtisten Leo von König, mit Heinrich Graf Luckner und mit dem farbstarken und expressiv-verkürzenden Maler der Brücke, Karl Schmidt-Rottluff, mit dem er gemeinsam am Lebasee aquarellierte.

Künstlerische Grundlagen erwarb er bei seinen, von ihm sehr verehrten akademischen Lehrern Willy Jaeckel, Hans Meid und, für die Radierung, Heinrich Reifferscheid und Bernhard Hasler. Er stellte als

hoffnungsvolles malerisches Talent schon mit Anfang zwanzig aus. Bereits 1931 gab es erste öffentliche Ankäufe und er erhielt Kunstpreise, so 1941/42 den Rom-Preis, ein Stipendium der Deutschen Akademie für die Villa Massimo in Rom.

Neben seinen Lehrtätigkeiten in Braunschweig, Trier und Darmstadt entstand ein umfangreiches und bedeutendes Werk, wobei das Aquarell, die Zeichnung und die Radierung als künstlerische Techniken vollgültig und adäquat neben der Königsdisziplin des Ölbildes standen.

Bruno Müller-Linow strahlte eine ungeheure Präsenz aus, als Mensch wie in seinem Werk. Er war ein Genussmensch im Leben und in seiner Kunst, der alle Schönheiten und Freuden dieser Welt offen aufnahm. Seine Malerei ist farbüberbordend, fühlbar und sinnlich! Seine Bilder spüren, in eben dieser Sinnlichkeit, der Lebensfreude nach: einer Landschaft, einem Gesicht, einem liegenden Akt, einem gedeckten Tisch, einem Stück Kuchen oder einer halb ausgetrunkenen Flasche Wein. Es ist nicht verwunderlich, dass es ihm die Natur besonders angefallen hat, vor allem die Bauerngärten des Odenwalds und des Hunsrücks: die Blumen in ihrer Farbigkeit und Artenvielfalt inmitten von Gemüse, Kraut und Rüben. Bruno Müller-Linow schwelgte in den Farben der Welt und ließ die Betrachter seiner Bilder daran teilhaben.

Als vierter Preisträger erhielt Bruno Müller-Linow 1984 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis. Da hatte er sich schon längst die rauere oberhessische und die Landschaft um Darmstadt, des Odenwalds und der Bergstraße erobert, obwohl er von Hause



aus der Maler des Lichts und des zaubrischen Südens, Italiens und der Provence war. Die Liebe zum Süden blieb und es kam die sich entwickelnde Identifikation mit der Landschaft seines Lebens- und Arbeitsmittelpunktes Darmstadt hinzu. Die souveräne, künstlerische Umsetzung der Farbigkeiten und der Strukturen dieser Landschaft zeigt, dass der Maler in doppeltem Sinn angekommen war. Ein Bild von der Gersprenz bei Reichelsheim müsse so gut gemalt sein, dass es auch in München Interessenten fände, verkündete er in seiner Dankesrede bei der Verleihung des Lichtenberg-Preises vor seiner „Treuhandgesellschaft“, wie er die Menschen nannte, die seine Bilder liebten, kauften und sammelten. Er freute sich über das „Wohnrecht seiner Bilder“ an den Wänden der Bürger in unserer Region, in der er selbst lebte.

Seit 1988 war der Hunsrück sein Zuhause, wo er 1997 starb. Bruno Müller-Linow hinterließ mit seinem umfangreichen Nachlass ein facettenreiches Werk, das die Darmstädter Kunstszene nachhaltig prägte.

Bruno Müller-Linow (*1909 in Pasewalk, Pommern, †1997 in Hochscheid) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1984.

Bruno Müller-Linow:
Fensterausblick Paris,
1984, Aquarell.





RAINER LIND

Ein Kosmos der Figurchiffren

Die Verleihung des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises an Rainer Lind markierte einen Bruch nicht nur der Generation, sondern auch der Auffassung von Kunst. Zuvor, vier Mal, obschon mit je eigenem Temperament, die Überführung der sichtbaren Welt in ein hier eher koloristisch-malerisch, dort eher grafisch-lineares Bildgefüge. Jetzt, zumal in der „Kraft-Trans“ genannten Serie mittel- bis großformatiger Zeichnungen, die Lind mehrere Jahre beschäftigt und mit der er überregional Ausstellungen bestückt hatte: kein wiedererkennbarer Gegenstand, stattdessen ein weich auf dem Papier sich ausbreitender Leinölfleck, darin rußig-fette Hiebe des Kohle- und feinere Spuren des Bleistifts sich bündelten und kreuzten und schlossen, um schließlich wieder auseinanderzustreben, bald fließend, bald stockend, doch stets abrupt, aggressiv, anarchisch wie ein Blitzschlag, eine Geschossbahn, ein Vulkanausbruch. Wenn Buntfarbe hinzutrat, dann als unwirsch ins gestische Geschehen eingespachtelter Batzen Weiß oder Zinnoberrot. Es lag nahe, das Motto „Kraft-Trans“ zu deuten als Metapher für die gewaltsame Entladung von Energie.

Also: Rainer Lind, der 1975 bis 1979 an der FH Darmstadt im Fachbereich Gestaltung bei Icke Winzer, 1980 an der Kunstakademie Düsseldorf bei Gotthard Graubner studierte und 1983 bereits den Nachwuchspreis der Darmstädter Sezession verbuchte – nur ein Beispiel für das Wiederaufleben informell-abstrakter Ausdrucksweisen? Schon die zweite Hälfte der Achtzigerjahre sollte solch enge Kategorisierung Lügen strafen. Seit 1984 teilt Lind seine Woche zwischen dem Stundendeputat als Kunstlehrer am Oberstufengymnasium Bert-Brecht-Schule in Darmstadt und dem 1984 erstandenen Anwesen in Laubach-Altenhain im Vogelsberg, wo er zeitweise Pferde, Schafe und Ziegen unterhielt.



Rainer Lind: Videoporträt über
Bernhard Weiss, Maler,
Darmstadt, 2016.





Rainer Lind, Foto: Linni Lind, eb. S. 24

Nicht zu vergessen das Atelier in einer umfunktionierten Halle, die ihm Raum bietet für noch größere Formate, noch mehr die Bildgestaltung anreichern-
de, unkonventionelle Materialien wie Schellack, Asphalt, Eisenoxyd, Perlleim. Vor allem jedoch sicherte die ländliche Umgebung motivisch sehr bald in seine Zeichnungen ein. Aus zunehmend sensibleren Liniengespinnsten des Bleistifts erwächst, fragmentarisch oder in Gänze, ein figürlicher Kosmos: Menschen- und Tierköpfe, oft vom blanken Schädel kaum zu unterscheiden, dazu karge Chiffren für Berg, Baum, Haus, Turm, Schiff, Gestirne, Feuer, Spiralen wie von Rauch oder Sturm, Dunkel-Ballungen um eine ausgesparte helle Zone wie eine Höhle, in

die ein Mann hineingestellt sein kann, manchmal umgeben von Tieren. Nach wie vor die Spannung zwischen zufällig und gesteuert Entstandenem, Chaos und Ordnung – doch plötzlich hält etwas Erzählerisches Einzug, mit dem vielfach variierten Hirt-und-Herde-Komplex gar ein Motiv mit langer christlich-kunsthistorischer Tradition. Aus den eremitisch einsam in die Landschaft postierten Menschen sind mittlerweile heimatlos auf Wanderung begriffene Gruppen geworden, aus Zeichnungen auf Papier nächtlich blau und bleiern grau gehaltene Ölgemälde auf Leinwand.



Rainer Lind: Ohne Titel, 2017,
Zeichnung, Eisenoxid, Leinöl,
Grafit auf Papier,
60 x 80 cm.

Weniger mit Malerei allerdings hat Rainer Lind zuletzt auf sich aufmerksam gemacht. Seit 2002, parallel zum Lehrerberuf, Dozent für Internet-technologie an der Universität Marburg, überprüft er gezielt die Neuen Medien auf ihr künstlerisches Potenzial. Das Ergebnis: mehrere Hundert als Dialog gefilmte und ins Netz gestellte Videoporträts von – auch, aber keineswegs ausschließlich dem Kulturbetrieb entstammenden – Menschen aus seiner persönlichen Umgebung. Lind: „Jeder Gesprächspartner ist eine kleine Welt für sich, in der sich stets auch die große Welt widerspiegelt.“ Das Work in Progress ist zu finden unter: www.portraits.rainer-lind.com.

Rainer Lind (*1954 in Darmstadt) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1986.





BARBARA BEISINGHOFF

Experimente im Gegenlicht

„Ich muss Sachen anfassen, um zu begreifen.“ Ein Bekenntnis, das sich mit der Zeit immer mehr bewahrheitet hat. Denn wirklich ist der haptische Aspekt in Barbara Beisinghoffs Kunst – auch für den Betrachter – über vier, fünf Jahrzehnte in seiner Wichtigkeit stets gewachsen.

Nach dem Studium der Kunsterziehung und Malerei in Hannover zog sie nach Dreieich-Buschschlag, wo sie sich 1977 für die freischaffende Laufbahn entschied. Ihr Schwerpunkt lag zunächst auf dem Gebiet von Radierung und Lithografie, jedoch von vornherein weniger im Hinblick auf hohe Auflagen als auf die prozessualen und experimentellen Möglichkeiten des Metiers – Arbeitsreihen von bis zu zwei Dutzend Zustandsdrucken waren keine Seltenheit. Zum Ritzen und Ätzen etwa der Kupferplatten traten Bohren, Sägen und Punzen hinzu. In frühen Ausstellungen überraschte Beisinghoff mit großformatigen Farbradierungen von labyrinthischer Figurendichte und märchenhafter Erzählkunst. Der Lyriker Karl Krolow befand über eines

ihrer Bilder: „Die Phantasie wird von der Fülle der Wirklichkeit eingeholt und übertroffen.“ Seine Kollegin Hanne F. Juritz charakterisierte die Künstlerin folgendermaßen: „Ihre Eigenart ist, Entdeckung mit Technik, Spiel mit Geist zu verbinden.“



Barbara Beisinghoff:
Kaleidoskop, 1988,
Farbradierung, 126 x 100 cm.



Barbara Beisinghoff: Garten, 2001,
handgeschöpftes eingefärbtes Papier
aus Baumwollfaser mit Wasserzeichen,
Wasserstrahlzeichnung, pulp painting und
gelb/blauen Einschöpfungen, 135 x 110 cm.
Foto: Martin Diehl, eb. S. 27, oben

Die Affinität zur Literatur schlägt sich bis heute nieder in Zyklen, Mappenwerken und handgefertigten Unikatbüchern mit Objektcharakter, angeregt von den Brüdern Grimm, Gertrud Kolmar, Jacques Prévert, Marina Zwetajewa, Henry Miller – um nur einige Namen zu nennen. In diesen Ergebnissen kommen die angesprochenen haptischen Qualitäten voll zum Zuge.

Barbara Beisinghoffs Einsatz für die Erweiterung der druckgrafischen Ausdrucksmittel wurde deutschlandweit mit Ausstellungen in Schrift- und Buchkunstmuseen bedacht sowie, unter anderem, 1991 mit dem Internationalen Senefelder-Preis Offenbach, 1999 mit dem Preis der Heitland Foundation Celle. Auf Workshops in den USA, Kanada, Lappland, Belgien, Israel, China und Peru gewann sie Einblicke in die neuesten Entwicklungen und knüpfte Kollegen-Kontakte, die zu einer fortdauernden Reihe von ihrer organisierter „Artist in Residence“-Aufenthalte in ihrer räumlichen Umgebung führten. Die Liebe zu Prägedruck und Wasserzeichen brachte sie um 2000 auf die Idee, mit dem gelenkten Wasserstrahl als „flüssigem Zeichenstift“ in dafür präparierten, teppichgroßen Bahnen handgeschöpften Papiers Markierungen zu hinterlassen, die sich vom kompakteren Umfeld durchscheinend abheben.

Bald danach ging sie den nächsten, konsequenten Schritt und hängt die Bahnen von der Wand um in den Raum, wo sie, dem Gegenlicht ausgesetzt und angereichert um aufgegauchte oder eingenähte Drahtobjekte, Buchdrucktexte, bestickte Gaze sowie Farbeinsprengsel, zu betretbaren Installationen anwachsen. So der „Raum für eine Hell-Seherin“ als Hommage an Christa Wolfs Roman „Kassandra“.



Zuletzt hat sie mehrfach Lösungen gefunden für die Herausforderung, ihre spezifischen Techniken auf massive Metallplatten zu übertragen und somit wetterfeste Werke zu schaffen – auch für den öffentlichen Raum. Rückblickend lässt sich summieren, dass Beisinghoffs gestalterische Welt sich vom Figürlichen sukzessive geöffnet hat, hin zum Zeichenhaften und Strukturbetonten, wo Materialhaptik und Anflüge von Transparenz und Schwebezustand kein Widerspruch sind. Seit 2011 hat die Künstlerin ihren Arbeits- und Wohnsitz im nordhessischen Diemelstadt-Rhoden.

Barbara Beisinghoff (*1945 in Hermannsburg) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1988.

Barbara Beisinghoff
Foto: Günther Jockel



Barbara Beisinghoff:
Canopy Mount Lushan, 2010.



ARNO JUNG

Die zwei Pole der Wirklichkeit

Kein Wunder, dass Arno Jung irgendwann, als wären sie sein Markenzeichen, bei entschieden zweihälftigen Bildern anlangte – zwei nur bedingt verschweißte Hälften machen auch sein Leben aus. Anders als die meisten Träger des Lichtenberg-Preises betrieb er die Kunst lange neben dem bürgerlichen Brotberuf.

Eine unübersehbare Zweigleisigkeit kennzeichnet bereits seine Studienjahre: 1967 bis 1970 an der Ingenieurschule Mainz, als er sich parallel an der dortigen Werkkunstschule unterrichten ließ; 1970 bis 1972 dann das Architekturstudium an der TU Berlin, was ihn nicht am begleitenden Besuch der Hochschule für Bildende Künste Berlin hinderte, wo die Maler Hann Trier und Heinz Trökes seine Lehrer wurden. Die längste Zeit der offiziellen Berufstätigkeit verbrachte Arno Jung als für kommunales Bauwesen und Bauleitplanung zuständiger Beamter im Regierungspräsidium Darmstadt. Doch auch hier spielte ins Funktionale das Ästhetische hinein,

da Jung Verantwortung trug für Entscheidungen im Bereich Kunst am Bau wie auch in der Kunstankaufskommission seiner Behörde. 1996 bis 2002 hatte er einen externen Lehrauftrag an der FH Wiesbaden.

1998 gab er den Anstoß zur – wohl deutschlandweit einzigen – hauseigenen Regionalgalerie im Regierungspräsidium Darmstadt. In den Ruhestand ging er 2011.



Arno Jung,
Foto: Heidi Jung / Marvin King





Arno Jung: Irgendwo hier drinnen, 1990,
Acryl, Leinwand, 110 x 145 cm.

Waren die Siebzigerjahre seine berufliche Etablierungsphase, so boten ihm die Achtzigerjahre wieder mehr Muße, um sich der Malerei zu widmen. „Häuser-Individuen“ überschrieb der ausgebildete Architekt sein, neben Landschaften, Stillleben und Porträts, damaliges Vorzugsthema: in langwieriger Lasurtechnik aufgebaute, zumeist frontale Ansichten zerschrammter, verwitterter Fassaden und Mauern,

deren delikate Strukturvielfalt jedoch über illusionistisch-abbildliche Elemente wie Fenstergitter und -gesimse, antiquierte Firmenschilder, Briefkästen, Klingelknöpfe, Graffiti und andere Schriftzüge wieder in die konkrete urbane Wirklichkeit zurückgebunden war. Als „Fotorealist“ wurde er zur Zeit der Verleihung des Lichtenberg-Preises weithin eingeschätzt.



Arno Jung:
Von der Sehnsucht der Fische, 2018,
Acryl, Leinwand, 40 x 40 cm.

Dass diese Kategorisierung viel zu eng für Arno Jungs Auffassung von Malerei ist, sollte sich bald erweisen. In seine bewährte Motivwelt, die sich immer nahsichtiger, ausschnittthafter, räumlich ver-rästelter präsentierte, hielten zunehmend Mittel wie autonom wirkende Farb- und Strukturflächen oder spontane gestische Einsprengsel Einzug, Mittel, die man sonst eher mit informell-abstrakter Malerei assoziiert. Ausdrücklich anerkennend gemeint war es, wenn ihm die Kunstkritik bescheinigte, ein „Niemandland zwischen figurativer und nonfigurativer Malerei“ betreten zu haben. Solch polare Spannung wurde geradezu zum Programm erhoben in den bereits erwähnten „zweihäftigen“ Bildern der Neunzigerjahre.

Meditationen über die Polarität der – äußeren wie inneren – Wirklichkeit? Es charakterisiert Jungs seit-heriges Schaffen, dass er immer wieder auf ältere Motive, darunter auch das porträhafte Menschenbild, zurückgreift, um sie einer neuen, im Zweifelsfall freieren Umsetzung zuzuführen. Nach wie vor finden sich oft „abstrakte“ Rechteckszonen kontrastiert mit Flächen, auf denen Personen, verblissend wie Erinnerungen, erscheinen oder vor einer Wand platzierte Gegenstände, offenbar schwebend, gehalten nur von ihrem Schatten.

Zuletzt ist Jung außerdem aufgetreten als Verfasser von auf Reisen angeregten, philosophisch-reflexiven Erzählungen.

Arno Jung (*1948 in Remscheid) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1990.





DETLEF KRAFT

Zwei Bildhauer in einer Haut

Gleich doppelt witzelte man in Darmstädter Kunstkreisen von einer „Berliner Invasion“: erst der Zuzug mehrerer Maler aus der alten Hauptstadt bis etwa Mitte der Sechzigerjahre, danach der Zuzug mehrerer Bildhauer. Stichwortgeber für Letzteren war Waldemar Grzimek, seit 1968 Professor für plastisches Gestalten an der TH Darmstadt, dem es hier an kompetenten Assistenten mangelte. Im Rahmen dieser „Invasion“ war Detlef Kraft ein Spätankömmling. 1978 wurde ihm, Meisterschüler

bei Joachim Schmettau an der Hochschule für Bildende Künste Berlin, der damals noch ziemlich neu ausgelobte Nachwuchspreis der Darmstädter Sektion zugesprochen. Wie seine älteren Kollegen Richard Hess und Lutz Brockhaus jedoch war er geprägt von der langen Tradition des Berliner Realismus, als er 1980 als wissenschaftlicher Mitarbeiter ebenfalls an die TH Darmstadt wechselte. Seit 1985 ist er, abgesehen von sporadischen Gastdozenturen, freischaffend.



Detlef Kraft mit Portrait
„Brian Jones“, 2013, Messing.
Foto: Werner Mansholt



Detlef Kraft in
seinem Atelier in Darmstadt, 2013.
Foto: Werner Mansholt, eb. S. 33

Mit der zeitkritischen Komponente des Berliner Realismus freilich hatte Kraft wenig gemein. Im Gegenteil: eine Aura von Zeitenthobenheit, archaisch und zugleich in einem allgemeinen Sinne futuristisch, scheint seinen teils aus dem Marmor gehauenen, teils für den späteren Bronzeguss aus dem Gipsblock herausgeholtten Skulpturen eigen. Figuren, Mensch wie Tier, von einer Anatomie, die aller ausladender Handlung und ablenkender Details entkleidet, aufs Wesentliche reduziert, dafür im Volumen straff gespannt, bisweilen spiegelnd glatt geschliffen ist. Wer den Künstler je im Atelier besucht hat, weiß:

Solche äußerste Konzentration, Ruhe, kraftvolle Sanftheit sind erkauf um den Preis einer skrupulös langsamen, in hier weggenommenen, dort wieder hinzugefügten Masse-Millimetern voranschreitenden Arbeitsweise, die von ständiger Revision und Reflexion und, nicht selten, viele Monate langen Überdenkpausen charakterisiert ist. „Detlef Kraft geht es niemals um Gestik, sondern um Konzentration in zeichenhaft wirkenden Figuren“, hat Grzimek es einmal analysiert und die fernen Anklänge an ägyptische, archaisch-griechische, japanische Plastik angetippt, die man im Werk des jedem Berliner „Schulzwang“ Entwachsenen zu spüren meint. Um mit der Beobachtung zu schließen: „Ein weitläufiger Realitätssinn zeigt sich idolhaft.“



Nun das Verblüffende: Parallel zu dem derart hingebungsvoll, fast selbstquälerisch um die perfekte Form ringenden, „offiziellen“ Detlef Kraft gibt es seit je einen anderen, der sich bestens auf schnelle Entschlüsse, Spontaneität, gar aufs Improvisieren versteht. Der jedoch weniger dem Kunst- als dem Musikpublikum bekannt ist – jener Detlef Kraft nämlich, der regelmäßig als Schlagzeuger in diversen Free-Jazz-Konstellationen auftritt. Just von diesen „inoffiziellen“ Talenten auch in seiner Bildhauerei Gebrauch zu machen hat er im laufenden Jahrhundert gelernt. Mit dem Ergebnis von Material-Assemblagen, zusammengebaut aus am Wegrand, im Urlaub am Strand, im Sperrmüll aufgelesenen Fundstücken. Gipsbrocken, Holzstücke, Knochen, aber auch zerbrochenes Spielzeug und Schrottteile unserer technischen Zivilisation finden sich kombinatorisch zu zergliedert-bizarren Gebilden.

Kraft wäre jedoch nicht Kraft, würde er darauf verzichten, das Heterogene durch schwarzen Anstrich oder spätestens durch den Guss in dunkler Bronze zu vereinheitlichen und damit die Wiedererkennbarkeit der Einzelkomponenten möglichst zurückzunehmen, zugunsten der abstrakten Gesamtheit. Wirklich abstrakt? Auf den zweiten Blick eröffnen sich zwischen den figürlichen Skulpturen und den freien Assemblagen mehr Form-Gemeinsamkeiten, als man zunächst glaubt.

Detlef Kraft (*1950 in Berlin) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1992.

Detlef Kraft: Die Unbesiegbaren, 2013,
Bronze, Oberfeld Darmstadt.
Foto: Werner Mansholt





GERD WINTER

Bekenntnis zur Farbe

Im doppelten Wortsinn bekennt Gerd Winter Farbe und bezieht mit seiner Malerei Position im zeitgenössischen Kunstbetrieb. Er ist sich, bei aller Wandelbarkeit seiner Malerei, die sich zwischen gestischer Abstraktion und meditativer Stille bewegt, treu geblieben. Seit über vier Jahrzehnten ist Gerd Winter mit jedem Bild auf der Suche nach Schönheit und gültiger ästhetischer Form, die für ihn gleichzeitig die Suche nach Wahrheit bedeutet. Im Sinne Paul Klees „hat ihn die Farbe“ und im Erlauschen der Sphärenklänge der Welt entsteht im Roßdorfer Ate-

lier in sehr konzentrierter und konsequenter Arbeit Bild für Bild.

Er spürt den Geheimnissen der Welt nach, die für ihn die Geheimnisse der Malerei sind. Gerd Winter löst den scheinbaren Gegensatz zwischen Abstraktion und Naturalismus auf, indem er beides verbindet. Gemalte Struktur und dem Bildträger zugefügte Verletzungen lassen vernutzte, aber auch wertvolle Texturen entstehen, die durch die Farbwahl der neben- und übereinander liegenden Farbschichten und der spannungsreichen und dennoch künstlerisch



Gerd Winter: Partitur,
1994, 115 x 140 cm.





Gerd Winter: Farbstück,
2018, Mischtechnik auf Leinwand,
100 x 150 cm.

ausgewogenen Raumaufteilung an Nobilität hinzugewinnen. Die Bilder öffnen sich zu weiten Ausblicken – ein Thema, das für Gerd Winter von Anfang an wichtig war: Das Bild als Fenster zur geistigen Welt!

Mit seinen „atmenden“ Farbflächen, den vielschichtigen Farbüberlagerungen und den differenzierten Strukturen der Maloberfläche thematisiert er nichts anderes als die Malerei selbst. Gerd Winter ist den klassischen Bildthemen Landschaft, Stillleben und Figur nicht abgeneigt und bezieht sie, rudimentär und ahnbar, in sein malerisches Konzept mit ein.

Von Anbeginn seiner künstlerischen Arbeit hat er das für sich ideale Format für seine Leinwände gefunden, das er nach bald einem Jahrzehnt bis heute variiert und erweitert: Jede Größe ist möglich und sinnvoll, um seine malerische Botschaft zu vermitteln. Zur Leinwand als Bildträger ist die Holzplatte getreten und wird damit nochmal stärker dem Charakter des Tafelbildes gerecht. Wichtig bleibt das malerische Strukturgewebe der Bilder, die vertikal streng geometrisierte offene Farbigekeit im Wechsel mit der strukturellen Dichte gedeckter Farbe.



Gerd Winter,
Foto: Elke Winter,
eb. S. 36

Gerd Winter ist während des Arbeitsprozesses im permanenten Diskurs mit der Farbe, deren Präsenz als Material im Stofflichen und als Farbwert ihn anregt und motiviert. Neben die Sinnlichkeit des Malvorgangs tritt die Sinnhaftigkeit in ihrer geistig-poetischen Aussage. Im fertigen Bild verbindet sich auf bedeutsame Weise beides.

Den Urgrund seiner Kunst erfährt Gerd Winter im intensiven Erleben der Welt, im unabdingbaren Gestaltenmüssen und im Bewusstsein, dass die Kunst eine geistig-kulturelle Manifestation des menschlichen Lebens ist.

Bei seiner Suche nach Ausdruck und Sinn begreift er die Kunst, wie es einmal der Dichter Rainer Maria Rilke formulierte, nicht als Ziel, sondern als Weg. Der Maler Gerd Winter will, im höchsten Sinne ei-

ner sozialen und gesellschaftlichen Funktion – Kunst als Kommunikation –, andere an seiner inneren Erfahrungswelt und den sichtbar gemachten Reflektionen seiner Wahrnehmung der Außenwelt teilhaben lassen und so das Unausprechliche der Kunst mit seiner Malerei vermitteln. Gerd Winters Bilder sind die Antwort auf seine Auseinandersetzung über Malerei, ein fortgeführtes Gespräch über ihren Sinn und die bildhafte Verdichtung von Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Der Fläche auf seinen Bildern steht immer die Geste gegenüber und das gestische Notat steht für eine nonverbale Mitteilung. Er entwickelt eine geheime Zeichensprache, die er durch grafische Kürzel, durch skripturale Elemente als Bildbotschaft transportiert und dem Betrachter offeriert.

Die Bilder Gerd Winters lassen sich wie ein Buch lesen, entziffern und enträtseln, nicht im Sinne einer literarischen Vermittlung, sondern als Botschaft des Malers, und offenbaren ihren hinter dem bloßen Material liegenden Sinn, ohne das letzte Geheimnis preiszugeben.

Gerd Winter ist die Zugehörigkeit zur Kunstszene Darmstadt ebenso wichtig wie seine Mitgliedschaft in der Darmstädter Sezession. 2005 wurde ihm der Wilhelm-Loth-Preis der Stadt Darmstadt verliehen. Hermann Nitsch, Gerd Winters Lehrer an der Frankfurter Städelschule, bringt das sinnlich-geistige Vergnügen im Umgang mit Winters Bildern auf den Punkt: „Er zelebriert“, schreibt er einmal, „das zeitlose Schmecken der Malerei“.

Gerd Winter (*1951 in Groß-Gerau) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg für bildende Kunst 1994.





MATTHIAS WILL

Raumgreifende Stahlskulpturen, konstruktiv und schwebend

Matthias Will gehört seit den Achtzigerjahren zu den markantesten Künstlerpersönlichkeiten der Kunstszene Darmstadt. Sein eigenständiges Werk wirkt in seiner künstlerisch-konsequenten Geschlossenheit weit über die Region hinaus.

Er wurde 1947 in Kahl am Main geboren und studierte Bildhauerei bei Michael Croissant an der Städelschule in Frankfurt. Matthias Will hat seinen künstlerischen Lebensmittelpunkt in Darmstadt. Seit 1995 gehört er als Mitglied zur Darmstädter Sektion und engagiert sich im Vorstand der Künstlervereinigung. 2004 erhielt er den Wilhelm-Loth-Preis der Stadt Darmstadt.

Getragen von einem schlüssigen skulpturalen Konzept haben seine unverwechselbaren Arbeiten längst einen festen Platz innerhalb der zeitgenössischen, abstrakten Skulptur gefunden. Die Assoziation beim Betrachten seiner konstruktiven Stahlskulpturen ist nicht Schwere und Last, die dem Material Stahl naturgemäß innewohnt, sondern, so paradox es klingen mag, eine nie gesehene, imaginierte

Leichtigkeit. Mit Metall-Seilverspannungen bringt Matthias Will seine konstruktiv-geometrisch gebauten Metallteile gleichsam zum Schweben. Mit der Beweglichkeit rücken seine Arbeiten in die Nähe der kinetischen Skulptur.

Im freien Raum werden seine Skulpturen in der großen Dimension zu plastischen Räumen, was in letzter Konsequenz die Möglichkeit der Begehbarkeit mit einschließt. Die Leichtigkeit und die Poesie der strengen Geometrie machen die Faszination von Wills Skulpturen aus, die sich auf die klar definierten Formen des Würfels und der Kugel beziehen.



Matthias Will: Porträt mit der Edelstahl-Skulptur „Kreisteilung, Bogen horizontal“, 2012.



Matthias Will:
Spirale, Halbkreis,
2017.

Leicht und schwer, die höchst vagen Gewichtsbezeichnungen in einer konkreten Skulptur auszutariieren und die Gegensätze in Einklang zu bringen, das ist die genuine Leistung, die Matthias Will mit seinen dreidimensionalen Werken vollbringt. Damit hält er künstlerisch überzeugend und statisch ausgewogen im doppelten Sinne die „Balance“. Das Gleichgewicht der Massen erinnert an die Ponderation der klassischen Figurenplastik, hier bezogen auf die ungegenständlichen und raumgreifenden Arbeiten des Künstlers.

Matthias Will konstruiert seine Skulpturen, er erfindet sie im freien Spiel der Kräfte. Es bleibt nicht beim gedanklich-konstruierten Gebilde, beim hypothetisch-abstrakten Entwurf, sondern er dringt mit der artifiziiellen Realisierung zu rein ästhetischen Dimensionen vor. Dabei ist innerhalb seiner plastischen Arbeit ein wesentliches Element die Seil-

verspannung. Matthias Will ist kein Konstrukteur und kein Erbauer technoider Maschinen. Er ist der Schöpfer höchst kunstvoll-plastischer Konfigurationen, deren Inhaltlichkeit nie zweckgebunden ist, sondern sich – allein ästhetischen Kategorien verpflichtet – phantasievoll im Raum entwickelt.

Seine Themen sind immer Kreis und Kugel, Würfel und Quadrat und die unendlichen Variationsmöglichkeiten, die daraus resultieren. Die statuarischen, geometrischen Grundformen sind in den letzten Jahren heftig in Bewegung geraten. Zentrifugale Kräfte werden durch Deformation des Kreises wirksam und es entstehen ellipsoide Spiralförmungen, die eine hohe Eigendynamik als „Raumschleuder“ – so der Titel mehrerer Arbeiten – entfalten.

Er zergliedert Kreis oder Würfel in Teilstücke und führt sie ästhetisch sinnvoll zu einer räumlich-skulpturalen Situation, als Halb- oder Viertelkreis,



als Basis oder schwebendes Element zusammen. Obwohl ein umfangreiches kleinplastisches Werk entstanden ist, denkt Matthias Will immer in der großen Dimension der Freiplastik für den öffentlichen Raum. Das kleine Format dient ihm dabei als Modell und Entwurf, ohne die Vollgültigkeit einer eigenständigen Kleinplastik zu verlieren.

Der konstruktivistische Bildhauer Naum Gabo formulierte schon in den Zwanzigerjahren, dass das Material eine der wichtigsten Rollen bei der Verwirklichung einer Skulptur spielt. Das Material bildet die emotionale Grundlage einer Skulptur. Matthias Will kennt die Möglichkeiten des Stahls, die Struktureigenschaften des Eisens und bringt sie im handwerklichen Arbeitsprozess des Schweißens, Glättens und der subtilen Oberflächenbehandlung mit dem Schwingschleifer von der bloßen Materi-

alexistenz zum vollen gestalteten Formdasein im Kompositionellen wie in der künstlerischen Gesamtwirkung.

Matthias Will gelingt es mit dem von ihm geschaffenen Kraftfeld seiner ästhetischen, skulpturalen Gebilde bei dem Betrachter eine geistige Energie zu wecken.

Matthias Will (*in 1947 in Kahl am Main) erhielt 1996 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst des Landkreises Darmstadt-Dieburg.

Matthias Will: Ohne Titel, 2017–2019,
Modell für Kunst am Bau,
Meißbokusschule Alsbach-Hähnlein,
DADI-Werk.



Von Roland Held



HELGA GRIFFITHS

An der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst

Mit Helga Griffiths ging der Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis erstmals an eine jenseits traditioneller Medien aktive Künstlerin. Es sind keineswegs nur die elektronischen Aspekte ihrer Installationen wie Bild- oder Filmprojektion, Sprach- oder Klangeinspielung, was ihre künstlerische Position auszeichnet. Oft sind ihre Arbeiten auch begehbar oder interaktiv, wie beispielsweise „Identity Analysis“, die sie bereits 1990 in ihrer Preisträger-Ausstellung zeigte. Damals brachte sie mittels einer Spiralnetz-Konstruktion aus mit fluoreszierenden Flüssigkeiten gefüllten Reagenzgläsern und Petrischalen den eigenen Gen-Code zu faszinierender, ja poetischer Anschaulichkeit – dies ist wohl ihr Durchbruchwerk und nach wie vor ihre am häufigsten angefragte Installation. Am charakteristischsten für Griffiths ist jedoch die

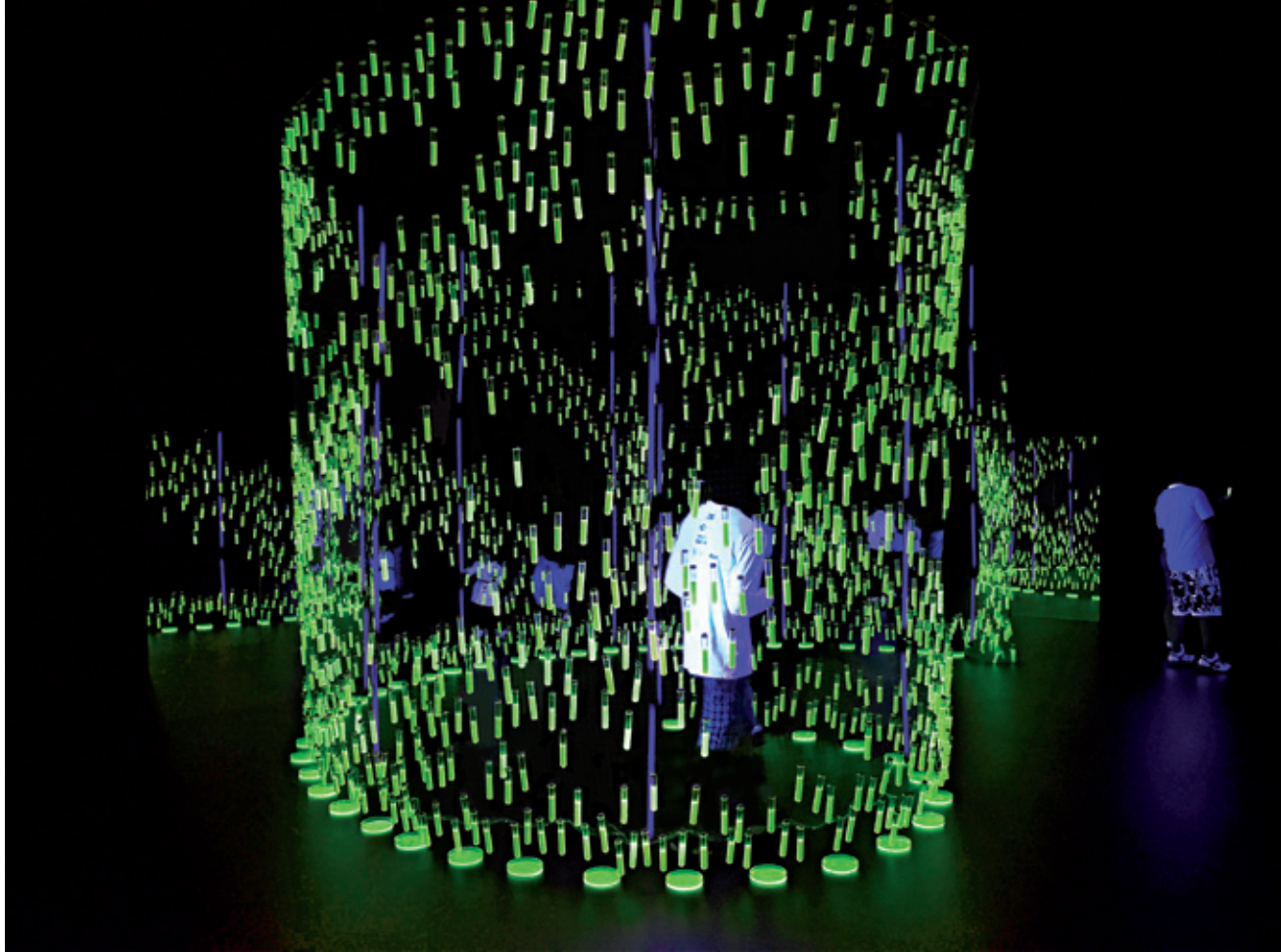
dieser und verwandten Arbeiten zugrunde liegende geistige Stoßrichtung: ein unentwegtes Erkunden der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Technologie und Kunst. Jedem neuen Projekt gehen umfangreiche, teils jahrelange Recherchen voraus, für die sie mit den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Instituten in Austausch tritt. Nicht zu vergessen die Verhandlungen mit Sponsoren, da stets zunächst die Finanzierung gesichert sein muss.

Es sind die Stationen ihres Studiums, die Helga Griffiths zu ihrem zugleich konzeptuellen und sinnesbetonten Ansatz geführt haben: 1986 bis 1992 verbrachte sie in New York, um an der nahen Rutgers University in New Jersey ihren Bachelor of Fine Arts zu machen; es schlossen sich an Aufbaustudien



Helga Griffiths,
Fotos: Niels Patrick Geisselbrecht





Helga Griffiths: Identity Analysis, 1998,
Foto: Vinicius Ferreira, Curitiba Brasilien.

an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart bei Jürgen Brodwolf und am Bereich Neue Medien der Karlsruher Hochschule für Gestaltung bei Marie-Jo Lafontaine. Seit 1992 wohnt und arbeitet sie in Ober-Ramstadt, wobei sie dort weniger ein fixes Werkstatt-Atelier als vielmehr ein Ideenlabor unterhält. Denn Aufbau und Durchführung ihrer Projekte geschehen gezielt vor Ort, oft in Reaktion auf die vorgefundenen Räumlichkeiten. Die letzten Jahre brachten ihr Einzelauftritte mit jeweils eigenem Themenschwerpunkt in Ravensburg und Saarbrücken sowie eine Beteiligung an der Themenausstellung „Essenz

der Kohle“ in Mülheim a. d. Ruhr mit dem weltweit ersten aus Steinkohle gezüchteten Diamanten. Internationale Auftritte konnte sie verbuchen auf Symposien und Biennalen in Kuba, Japan, Brasilien, Italien, Ägypten, Süd-Korea, Norwegen und den USA.

„Meine Installationen sind Erfahrungsräume“, konstatiert Helga Griffiths. Unbedingt zu ergänzen wäre



Helga Griffiths: Turbulent Souvenirs/Memories
und Migratory Sense, 2017, Saarbrücken.
Foto: Anton Minayev

hier der Begriff „multisensorisch“. Was immer die projektspezifische Referenzwissenschaft ist – ob DNS-Analyse, Astrophysik, Ornithologie, Klimatologie, Soziologie, Kommunikationstheorie, Schlaf- oder Hirnforschung – es geht der Künstlerin wesentlich darum, beim Publikum dieser „Erfahrungsräume“ die Dominanz visueller Wahrnehmungs- und Darstellungsweisen zu unterlaufen, indem sie im Alltag vernachlässigte Sinnesbereiche einbezieht, bis hin zur Bewusstmachung der Schwerkraft des

eigenen Körpers. Vor allem aber sind – auch dank bald zwanzigjähriger Zusammenarbeit mit einem Profi-Parfumeur – Duftessenzen für sie zu einer Art Schlüsselmedium geworden, fähig, „wie eine Zeitmaschine“ (Griffiths) Erinnerungen zu wecken oder Orte im Sonnensystem heraufzubeschwören, die keines Menschen Fuß je betreten hat. Bei aller Konzeptualität bleibt daher der emotional-imaginative Resonanzraum für das sich auf die Installation einlassende Publikum nicht ausgeklammert.

Helga Griffiths (*1959 in Ehingen a. d. Donau) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 1998.





ANDREA NEUMAN

Der Mensch am Horizont von Farbe und Raum

Betrachtung eines Bildes: „Seestück (gelb)“ von 2018, so der Titel des Ölgemäldes auf etwa 50 mal 70 Zentimeter Fläche. Es ist ein ruhiges, ein kontemplatives Bild, das einen großen, weiten Himmel spannt in hellen Blau- und Grautönen, bedeckt, aber heiter gestimmt, durch einen lichten Streifen Sonnengelb, der sich über die gesamte Breite des Bildes erstreckt, zugleich den etwas dunkler gefärbten schmalen Meeresstreifen am unteren Rand vom Himmel trennt und ihn verbindet. Das freundliche Gelb: Es strahlt wie eine schöne Gestimmtheit. Das „Seestück (gelb)“ hängt derzeit in einer Ausstellung in der Galerie Koch in Hannover, neben Georg Baselitz, Pablo Picasso, Jeff Koons und vielen anderen, auch dabei der Maler Horst Antes, der in Hephenheim aufgewachsen ist.

Andrea Neuman wurde 1963 in Bad Salzuflen geboren, sie lebte zeitweise in Bensheim, schon lange ist sie in Berlin, ihr neues Atelier liegt 100 Kilometer nordwestlich in einer winzigen Ortschaft mitten in der Prignitz; in den späten Achtzigerjahren war sie lange in New York. Das brodelnde, laute Leben und das Ländliche als Rückzugsort, für Andrea Neuman sind beide Orte von Bedeutung, beide versetzen in

Zustände, die sich nur scheinbar ausschließen. Aus beidem schöpft sie kreative Energie.

Erst studierte sie Germanistik und Kunstgeschichte an der TU Berlin, dann Visuelle Kommunikation an der Hochschule der Künste (HdK) Berlin, schließlich von 1985 bis 1991 Freie Malerei und wird Meister-schülerin bei Karl Horst Hödicke, dem Mitbegründer der neoexpressionistischen Gruppe Vision in den frühen Sechzigern. Parallel dazu ist sie aktiv in New York als Hausbesetzerin und Mitbegründerin



Andrea Neuman,
Fotos: Julia Philipps



Andrea Neuman: Promenade 1/
die früh schon unförmige fette leiber
bekommen (Botho Strauß), 2002,
Öl auf Fotografie auf Aluminium,
21 x 30 cm,
Sammlung der ZF Kunststiftung.
Foto: Ursula Raapke / Uwe Sickinger

des Künstlerhauses Bullet (An Urban Artists Collaborative, Inc.) und 1988 Mitbegründerin der Galerie Bullet Space. In den Jahren, als Andrea Neuman den Lichtenberg-Preis erhält, arbeitet sie aktiv in der Region um Darmstadt, wird Gastkünstlerin in der Wacker Fabrik Mühlthal, 2006 erscheint in der Kunstedition Merck der Band „Andrea Neuman“. Sie ist mit Einzelausstellungen vertreten in Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, Hannover, Innsbruck und anderen Städten, ihre Bilder sind zu sehen von Berlin bis Seoul, von Köln bis Wien.

„Der Himmel aber ist der Horizont der Moderne“ heißt eine Serie von Neuman, die 2017 in New York, Downtown, entstand. Der durch ein Stipendium ermöglichte neunmonatige Aufenthalt in Friedrichshafen hat eine Publikation hervorgebracht, die den Titel „Horizontverschiebung“ trägt. Wie ein

Faden zieht sich der Begriff „Horizont“ durch das Werk der Malerin und Künstlerin, die mit Mischtechnik arbeitet, fast von Beginn an mit manchmal digital bearbeiteten Fotografien und Öl als zentralen Bestandteilen ihrer Kunst. In der Phase um 2000 stellt sie Menschengruppen in den Raum, mal in Bewegung, mal verschwommen – Neuman bringt sie stets ins Verhältnis zu Formen und Linien, die selbst in scheinbar leeren oder spacig konstruierten Räumen eine Richtung haben und an Scheidelinien stehen, an gefühlten Horizonten.

Doch wo genau steht der Mensch? In dieser Phase der Malerei versieht Andrea Neuman ihre Bilder mit längeren Titeln. Eine Serie hat rot grundierte, stark strukturierte Oberflächen und darauf verteilt Menschen, die durch Linien verbunden werden und „Seilschaften“ bilden. Sie heißen „Hope“,



„Still standing“ oder „So you left me on my own“ (2008/09). Um 2001/02 setzt sich die Künstlerin kritisch mit den Strömungen der Zeit und gesellschaftlichen Tendenzen auseinander, wenn sie eine Menschenreihe lässig an ein Geländer lehnt, das auf einer leicht schrägen Horizontale verläuft, dort, wo Flächen von Pink und Orange aufeinander stoßen, zwei sich reibende Farben („promenade 1: die früh schon unförmige fette leiber bekommen“, 2002, Öl auf Foto/Alu).

Da nehmen sich die Seestücke und Bilder „Am Meer“ zunächst wie Ruhepole aus. Sie sind in dunklem Blau gehalten, wie die NY-Downtown-Serie. Nur dass dort die Wolkenkratzer wie Türme in den Himmel ragen aus der Perspektive des Menschen, der mittendrin steht. „Am Meer“ – die reine Naturbetrachtung?

Einem der Bilder ist ein Camus-Zitat beige stellt: „Die zärtliche Gleichgültigkeit der Welt“. Da dümpeln auf dem fast nachtblauen Meer vor dem Nachthimmel ein paar kleine Boote, die Stimmung so friedlich wie beim „Seestück (gelb)“. Albert Camus' frühe Kindheit ist geprägt von der Stimmung des Südens, des Meeres, des dunklen und hellen Lichts des Südens. Der Existentialismus begleitet Andrea Neuman seit ihrer Jugend: Der Sinn, den wir in der oft absurd erscheinenden Welt erkennen, liegt in uns selbst – für manche in der Malerei begründet.

Andrea Neuman (*1963 in Bad Salzuflen) erhielt 2001 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst.

Andrea Neuman: Die zärtliche
Gleichgültigkeit der Welt
(Camus), 03/2009,
Öl auf Fotografie
auf Aluminium, 21 x 30 cm,
Privatsammlung.
Foto: Andrea Neuman





KLAUS LOMNITZER

Der Forscherkünstler und die Natur

Googelt man Klaus Lomnitzer, so wird einem gleich unter seiner Künstler-Website eine ganze Fotogalerie zugeworfen. Etwa, zwischen Werkbeispielen und Ausstellungssituationen, eine Aufnahme, die ihn in der Natur zeigt: in sommerlicher Outdoor-Kleidung, die Hosenbeine hochgekremgelt, weil bis zu den Waden in einem Teich watend, auf dessen Oberfläche er fröhlich lachend blickt, umstanden von Schilf. Tatsächlich spielt das Motiv der Wasseroberfläche eine große Rolle in seiner Malerei, dazu Seerosenblätter, Pilze, Fische, Libellen und andere Insekten, Spinnweben, Gräser, Dickichte, Kaulquappen, Frösche. Nicht zu vergessen bei einem, der sich von Kindesbeinen als Hobby-Ornithologe begriff, Enten und die gefiederten Eroberer der Luft. Sodann Wolken, Himmel, Sterne, Windwirbel, Licht- und Flugbahnen.

Ein Naturbursche mit Pinsel und Palette? Das träfe es kaum. Lomnitzer arbeitet nicht vor der Natur, und auch nur bedingt nach der Natur. Skizzen allenfalls bringt er von seinen Ausflügen und Wanderungen zurück ins Atelier. Wichtiger ist das draußen Beobachtete, das als Erinnerung ins Bild einfließt, freilich transformiert, oft sogar konterkariert mit als Brechung, Störung, Verfremdung dazugeschalteten Formen.

„Naturparaphrasen“ hat man seine Bilder genannt, für die er einst – technisch der Hinterglasmalerei vergleichbar – viele dünne Schichten Acrylfarbe auf mehrere voreinander gehängte transparente PVC-Folien brachte; seit einigen Jahren bevorzugt er stattdessen rück- und vorderseitig behandelte Scheiben Plexiglas. Mit dem Effekt, dass die oft silhouettenhaft-vagen Formen durch Überlagerung eine diffuse Räumlichkeit erzeugen, gelegentlich mit Proportionsprüngen, die die Frage aufwerfen, ob man es nun zu tun hat mit Ansichten eines Makro- oder Mikrokosmos.

Klaus Lomnitzer spricht von der „Erweiterung des tradierten Landschaftsbegriffs“, während sein langjähriger geistiger Weg- und Werkbegleiter, der Schriftsteller Florian Schwebel, die wahrnehmungs- und erkenntnisphilosophischen Aspekte im Schaffen des „getriebenen Forscherkünstlers“ hervorhebt: Was ist das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Bild? Was überhaupt ist ein Bild? Lomnitzer selber verrät, dass es ihm ein Vergnügen ist, Puristen der gegenständlichen wie der ungegenständlichen Kunst vor den Kopf zu stoßen – ihm geht es ums Ausloten des Dazwischen!



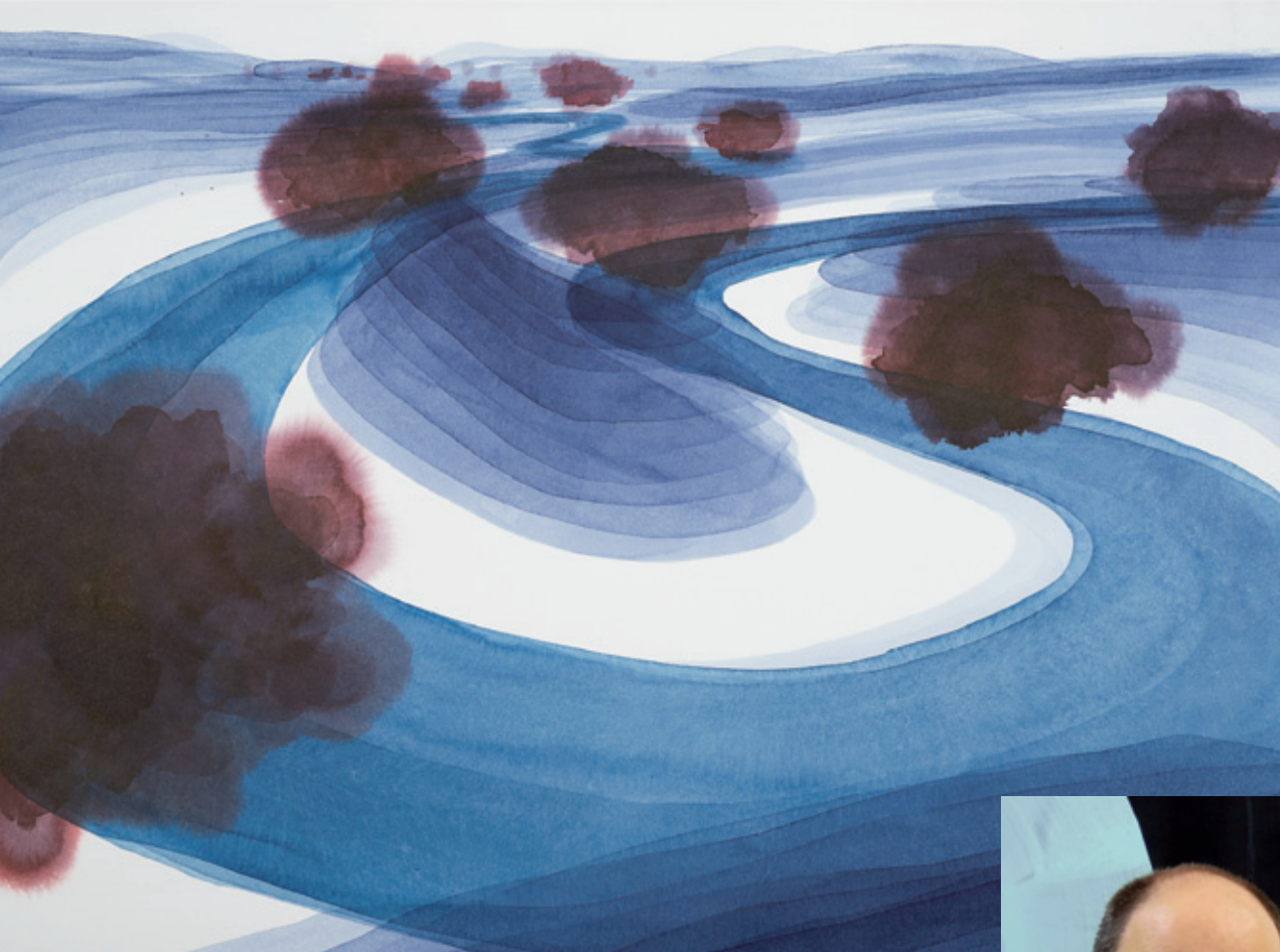


Klaus Lomnitzer: o. T. (teichforschen), 2005,
Acryl, rückseitig auf PVC-Folie, 100 x 140 cm.

Klaus Lomnitzer studierte 1992 bis 1999 Kunst und Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Unter mehreren Preisen und Stipendien sei der Daniel-Henry-Kahnweiler-Preis für Malerei der Stadt Rockenhausen erwähnt, der ihm 2012 verliehen wurde.

Nach Lehraufträgen an der Fachhochschule Wiesbaden und der Goethe-Universität Frankfurt am Main sowie einer Vertretungsprofessur für Malerei am dortigen Institut für Kunstpädagogik erreichte ihn 2016 der Ruf an den Lehrstuhl für Grafik und Malerei am

Institut für Bildende Kunst der Philipps-Universität Marburg. Seither pendelt er zwischen Marburg und Frankfurt, was dem Entstehen neuer, fast immer zu Serien zusammenfassbarer – und in Ausstellungen blockweise präsentierbarer – Bilder keinen Abbruch tut. Wie überhaupt Kontinuität ein Charakteristikum von Lomnitzers Kunst ist, mit ihrem über Jahrzehnte sich spannenden Interesse an bestimmten



Klaus Lomnitzer: aus der Serie
„überunter maulwurfshügeln“, 2016,
Tusche auf Papier, 56 x 42 cm.

Klaus Lomnitzer,
Foto: Ulrich Sumey,
eb. S. 48



Motiven, Formen, Techniken, Materialien, Wirkungen. Das alles kann sich auch mal konzentrieren auf einem Blatt: etwa die in blauer Tusche in symmetrischer Flugpose erfassten, mit gemeinsamem Mittelpunkt dutzendfach übereinander gelegten Silhouetten sämtlicher Vögel, die der Künstler im Lauf eines Jahres bewusst gesehen hat.

Klaus Lomnitzer (*1970 in Marburg) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 2005.





MARTIN KONIETSCHKE

In lebenspraller Vitalität

„Meine gesamte künstlerische Produktion ist ein heimliches Selbstporträt. (...) Mein Leben ist ein permanentes Selbstbefragen und eine Reise zu mir selbst, auf dem Rücken diverser künstlerischer Vehikel.“ Man sollte diese Aussage Martin Konietschkes nicht zu eng auslegen. Ist es doch kennzeichnend für seine Kunst, dass ihr figürliches Interesse allem gilt, das menschlich (und manchmal allzu menschlich) ist. Gewiss, durchaus wiedererkennbare Selbstbildnisse nehmen darin – in plastischer oder auch gezeichneter, gemalter, radierter Ausführung, in mehr oder auch weniger schmeichelhafter Miene und Pose – einen breiten Raum ein. Mit der gleichen, für Alltagssituationen geschärften Aufmerksamkeit registriert Konietschke Physiologie und Physiognomie seiner Zeitgenossen, die er lebensprall widergibt, Schrullen und Schwächen entlarvend, ohne zu denunzieren, in oft eigentümlicher Mischung von melancholischen und humorigen Zügen. Dass er sich selbst darin wiederfindet, glaubt man den Ergebnissen gern. Wie immer im Einzelfall die Spannung zwischen Abbild und Inbild sein mag – stets wird sie getragen von einer Vitalität, darin sich ein

impressionistisches Gefühl für Materialwirkung mit einem über Körperhaltung, -gestik und -mimik vermittelten Ausdruck treffen.



Martin Konietschke: Der Schauspieler Michael Quast als „Der eingebildete Kranke“, 2015, Plastilin für Bronze.
oben: Martin Konietschke, Foto: Michael Prasch

Martin Konietschke, Foto: privat



Martin Konietschke, vielseitig musisch begabt, begann zunächst eine Fotografenlehre, die er abbrach, um sich in freiem Studium der Bildhauerei zuzuwenden: 1977 bis 1981 bei Waldemar Grzimek im Fachbereich für Plastisches Gestalten an der TH Darmstadt sowie bei Thomas Duttenhoefer an der Freien Kunstschule und im Atelier Römerberg, beide Wiesbaden. 1982 wechselte er in ein reguläres Bildhauerei-Studium bei Christian Höpfner an der Nürnberger Akademie der Bildenden Künste, das er 1989 abschloss. Im gleichen Jahr wurde er freischaffender Künstler, übernimmt dazu jedoch bis heute immer wieder Lehraufträge und Kursleitungen, unter anderem am Institut für künstlerische Keramik in Höhr-Grenzhausen. Mit der Serie der „Schalentorsi“, die am Beispiel des weiblichen wie männlichen Körpers den Gegensatz von triumphaler Leibesfülle zu Fragmentiert- und Verletztheit ausloten, steckte er in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre eine eigene künstlerische Position ab. 1997 gründete er gemeinsam mit seinen Brüdern Thomas und Peter Konietschke die Käfertal-Presse zum Zwecke der Publikation bibliophil aufgemachter, illustrierter Handpressenbücher. Thematisch vielseitig hat Konietschke mehrere plastische Auftragswerke ausgeführt, darunter als aufwendigstes, nach jahrelanger Vorbereitung, das 2016 eingeweihte „Gedankenstein“-Relief für die deportierten und ermordeten Dieburger Juden.

Am Arbeiten für den öffentlichen Raum reizt ihn nach eigener Aussage die Möglichkeit, als Künstler einen dauerhaften Beitrag zu Städtebau und Architektur zu leisten. Ebenfalls 2016 wurde vor dem Rathaus in Ober-Ramstadt, Geburtsort von Georg Christoph Lichtenberg, ein lebensgroßes ganzfigu-

Martin Konietschke: „Tangopaar“,
2010, Acryl auf Leinwand.



riges Bronzebildnis des Denkers enthüllt, mit dem die Stadt ihren berühmten Sohn zu ehren gedachte – und Martin Konietschke einen Klassiker, auf dessen Aphorismen er schon in seiner Jugend gestoßen war. Eine von ihm gestaltete handliche, den Namenspatron darstellende Statuette wird bereits seit 2014 jedem neuprämierten Träger des Lichtenberg-Preises überreicht.

Martin Konietschke (*1961 in Eppertshausen) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 2009.

Von Roland Held



KURT WILHELM HOFMANN

Gegenstände zwischen Werden und Vergehen

Ausdrücklich „dank seiner expressiven und zugleich sensiblen Handschrift“, die er im Metier der Zeichnung an den Tag legt, wurde er Träger des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises. Das könnte nach einer recht engen künstlerischen Nische klingen. Zumal die Motive, die Kurt Wilhelm Hofmann mit Blei- und, meist nur spurenweise, Farbstift aufs Papier bringt, unspektakulär und seit zwei, drei Jahrzehnten die gleichen sind: Vogelnester, Rosen, Vulkane und andere Berge, abgenutzte Kämmе, fleischlose

Schädel, abgeworfene Geweihe, nicht zu vergessen Fische unterschiedlicher Arten und die bizarren industriefertigten Köderfliegen, mit denen man die Fische fängt. Jeder Gegenstand isoliert in die Mitte des Papierweiß platziert, additiv akkumuliert aus einer Unzahl von Einzelstrichen, vom zarten Grau zum fetten Schwarz, wobei der Radiergummi immer wieder fortnimmt, was dem Künstler zu viel scheint, und ein gewisses Verschwimmen und Verzittern an den Rändern volle Absicht ist. „Die Dinge sind austauschbar“, provoziert Hofmann jeden auf eindeutige Aussagen erpichten Betrachter. Und setzt noch eins drauf: „Ich male nicht Berge und Nester, sondern Unnennbares.“

Solch geistige Grundhaltung zeigt sich konstant, auch wenn im Rückblick sehr wohl weitere Themen und Techniken hinzukommen. Noch während des Studiums bei Johann Georg Geyger an der Städelschule Frankfurt von 1975 bis 1980 entstanden experimentelle Radierungen. In ihnen verbinden sich Schrift und Bild und Materials pur, angeregt von der



Kurt Wilhelm Hofmann:
Fotoproträts: Martin Diehl





Kurt Wilhelm Hofmann: Fisch 1524, 2013, 21,5 x 30,5 cm.
Fotoreproduktion: Martin Diehl

Beschäftigung mit Dichtern oder Komponisten und ihren Werken. Dicke Ölfarbpaste regierte die in den Achtzigerjahren in heftiger Malerei auf Leinwand gebrachten Alpinszenarien mit ihren visuellen Labyrinth von Felsen und Klüften, Schneehängen und Gipfelgraten, farbigem Licht und ebenso farbigem Schatten. Vergleichbare Gebirgs-, dazu nicht minder dramatische Meereslandschaften kehrten wieder auf – nun kleinformatigeren – Zeichnungen, Holzschnitten und Prägedrucken der Neunzigerjahre. Besonders Hofmanns grafische Produktion löst die von der Preisjury gelobte Dialektik von Expressivität und

Sensibilität, von Aufgewühltem und zur Reflexion, ja zum Stillwerden Mahnendem durchweg ein. Es spiegelt das vermeintliche Paradox im Wesen dieses Künstlers, der als Privatmensch den Bergsteiger, Jäger und Angler mit dem praktizierenden Jünger des Zen-Buddhismus in sich vereint und als solcher jemand ist, für den Meditation keine Wellness-Floskel darstellt.



Kurt Wilhelm Hofmann: Nest 1991,
2018, 21,5 x 30,5 cm.
Fotoreproduktion: Martin Diehl



„Eine meditative und melancholische Größe und in gewisser Weise Erhabenheit“, wurde den zeichnerischen Serien von fachlicher Seite attestiert. All dies beginnt mit der tastend-umkreisenden Annäherung ans Motiv, das selber ja etwas ganz Kleines, Bescheidenes, ökonomisch Wertloses sein kann. Die Ausstrahlung der fertigen Arbeit weckt jedoch im Changieren des dargestellten Gegenstands zwischen Sichbehaupten und Sichauflösen, Existenz und Nichtexistenz beim dafür empfänglichen Publikum tatsächlich Assoziationen an den Kreislauf von Werden und Vergehen, welcher ein Grundsatz buddhistischer Weltanschauung ist. In abendländischer Phi-

losophie nähert sich dem der Appell, stets gewärtig zu sein der eigenen Sterblichkeit. Mit der war Kurt Wilhelm Hofmann in seinem Brotberuf als Krankenpfleger täglich konfrontiert. „Memento mori“, pflegte er handschriftlich lange unter seine Zeichnungen von Karpfen, Schleien, Hechten, Aalen zu notieren, zwischen allerlei Flecken, Fingerabdrücken und Wischspuren des Graphits. In seiner Auffassung von Natur treten Fisch, Mensch, Berg gleichwertig auf.

Kurt Wilhelm Hofmann (*1950 in Heidelberg) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 2013.





JOACHIM KUHLMANN

Die Figur als Zeichen ihrer selbst

„Ich bin immer gegen Widerstände angerannt.“ Wer Joachim Kuhlmanns Schaffen kennt, wird hinter dieser Selbstcharakterisierung zunächst einmal die Auseinandersetzung mit dem Material Stein, vorzugsweise Marmor, vermuten, die ihn lange geradezu definiert hat. Mit Ergebnissen, an denen das Anrennen des fleischlich-verletzlichen Menschen gegen den mineralisch-harten Block anschaulichst ablesbar ist im bis zur gegenseitigen Durchdringung getriebenen Zusammenprall konträrer Formsyste-me: Organisches gegen Geometrisches, Dynamisches gegen Statisches, Intaktes gegen Fragmentiertes. Ein Zusammenprall auf jeden Fall, der aus den so konträren Antagonisten etwas Neues entstehen lässt, das sinnbildlich stehen mag für Existenzkampf schlechthin. Existenzkampf verstanden als Versuch des Sichbehauptens im Spannungsfeld der Brüche und Bedrohungen, Anfechtungen und Konflikte, mit denen der Mensch, individuell wie kollektiv, konfrontiert ist. Als unmittelbar zeitgenössisch an Kuhlmanns Gestaltfindungen – speziell im Motiv

des Schreitenden, dem er in den unterschiedlichsten Materialien nachgespürt hat – leuchtet ein ihre immer stärkere Reduktion auf das letztlich Unverzichtbare, bis die Figur auskristallisiert zum Zeichen ihrer selbst.

Das Gegen-Widerstände-Anrennen besitzt jedoch seine biografische Komponente. Joachim Kuhlmann hat beide nach dem Krieg auf deutschem Boden etablierten politischen Systeme von innen kennengelernt.



Joachim Kuhlmann,
Selbst im Atelier Darmstadt-Eberstadt, 1999.



Joachim Kuhlmann:
Arkanum V, 2007, Bronze,
schwarz patiniert, 6 Güsse,
Höhe 235 cm,
Standort: Darmstadt, Hilpertstraße:
Bürogebäude / Innenhof.

Was für einen Kulturschaffenden bedeutet: auf der einen Seite der Grenze ökonomische Subventionierung um den Preis ideologischer Gängelung, auf der anderen Seite der Grenze schöpferische Freiheit, aber auch völliges Ausgeliefertsein an die Mechanismen des Markts. Nach einer DDR-typischen handwerklichen Lehre begann Kuhlmann 1960 bis 1964 sein Studium der Malerei und Grafik an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst, um es 1966 bis 1971 fortzusetzen (mit Schwerpunkt Wandmalerei) an der Dresdener Hochschule für Bildende Künste, wo unter anderem der legendäre Grafiker Gerhard Kettner sein Lehrer war. 1974 bis 1977 war er Meisterschüler bei Willi Sitte an der Hochschule für Industrielle Formgestaltung Burg Giebichenstein, Halle. Ab 1978 eignete er sich weitgehend autodidaktisch die Techniken der Steinbildhauerei an, verbuchte auch einige Aufträge, sah sich jedoch bei der Umsetzung ambitionierterer Projekte zunehmender Behinderung durch die staatliche Kulturbürokratie ausgesetzt. Daraus erwuchs der Entschluss, gemeinsam mit seiner Familie die DDR zu verlassen. Nach einer Zwischenstation im Spessart lebt er seit 1991 in Darmstadt als freischaffender Künstler, mit gelegentlichen Lehraufträgen, beispielsweise einer Gastprofessur 1998 an der Bremer Hochschule der Künste.



Als besondere Auszeichnung dürfte er die Aufforderung empfunden haben, eine Auswahl seiner Skulpturen 2000 im Archäologischen Museum Frankfurt zu präsentieren, im Dialog mit römischen Relikten. Wichtiger Teil dieser wie auch anderer Ausstellungen sind seine Zeichnungen, Radierungen und Gemälde, auf denen er die Existenz-Thematik paraphrasiert in einer grüblerisch-reflektierten Eigenständigkeit, die ihm schon das Attribut „zeichnender Philosoph“ eingebracht hat. Als „Lebensprojekt“ betreibt Joachim Kuhlmann in Kooperation mit seiner Frau Elisabeth seit 2009 den „Skulpturengarten Darmstadt“: ein 4000-Quadratmeter-Ort, wo Kunst

und Natur, Gestaltetes und Gefundenes, Blickachsen und Rückzugsnischen aufeinandertreffen, gelegen auf der Ludwigshöhe – und somit ziemlich exakt am Schnittpunkt von Stadtgebiet und Landkreis.

Joachim Kuhlmann (*1943 in Leipzig) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für bildende Kunst 2018.

Joachim Kuhlmann: Höllentor, 2014,
Bildhauerische Installation mit Luftschutzbunkertür
und diversen Fundstücken, Höhe 400 cm.
Hauptansicht im Säulengarten – nach Schneefall.



LITERATUR

1987 URSULA TEICHER-MAIER
1989 MECHTHILD CURTIUS
1991 IRIS ANNA OTTO
1995 SUSANNE MISCHKE
1997 RAINER WIECZOREK
1999 SILKE ANDREA SCHUEMMER
2003 PHILIP MEINHOLD
2007 PETER KURZECK
2011 ANDREAS MAIER
2017 SILKE SCHEUERMANN



Von Bettina Bergstedt



URSULA TEICHER-MAIER

Versuch über die Klärung des Lebens in Miniaturen

Irgendwo auf der Homepage der Schriftstellerin Ursula Teicher-Maier ist ein Satz von Franz Kafka vermerkt: „(...) ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.“ Wenn eine Axt auf Eis stößt, splintern und springen abertausend winzige Teilchen heraus. Um im Bild Kafkas zu bleiben: kleine Geschichten, Gedichte, Gedanken, Worttexte. Daraus besteht die Welt – der Mensch erfindet sich selbst, sein Dasein und seine Geschichte.

Ursula Teicher-Maier hat Miniaturen verfasst, Prosa und Lyrik. Es sind die kleinen Formen, die sie besonders schätzt, „das Dicke liegt mir nicht“. Ihre Prosa handelt oft von „dem Mann“ oder „der Frau“, es geht um „die Bienen“, „die Kinder“, die nicht personifiziert, aber dann doch im notierten konkreten Ereignis greifbar werden, im Kontext, in der Beziehung zueinander. Was entsteht: ein Kosmos aus kleinen Szenen, oft ins Absurde hinein, die Dimensionen und die Logik sprengend, bildhafte Szenen wie Comics. Kurz sind die Sätze. Und eine Geschichte geht etwa so: Eine Frau sitzt auf der Couch, ein Mann kommt mit Bild und Nagel, sie legt sich auf die Couch, er hängt neben ihr das Bild an die Wand. Mit geschlossenen Augen sieht sie das Bild, er sieht die Frau schlafen und geht leise; sie geht leise ins Bild zurück. Das liest sich wie sich die

Treppenbilder von M. C. Escher – perspektivische Unmöglichkeiten – betrachten lassen.

Ursula Teicher-Maier, geboren 1957, studierte in Gießen Germanistik, Politikwissenschaften und Geschichte und arbeitete als Dozentin in verschiedenen Institutionen, schrieb Reiseartikel für Printmedien und begann sich erst Mitte der Achtzigerjahre, nach ihrem Studium, für das Schreiben zu interessieren, mit großer Unbefangenheit. Und war erfolgreich. Sie wurde zum Literarischen März eingeladen, Marcel Reich-Ranicki, damals noch bei der FAZ, ließ die ihm zugesandten Texte veröffentlichen, manche wurden ins Polnische übersetzt, für ihre Gedichte wurde sie mit dem Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis ausgezeichnet und sie bekam weitere Preise. Dann gab es Brüche im Leben, das verändert den Blick und setzt neue Maßstäbe, auch in der Kunst. Wenn sie sich zu Beginn an Bertold Brecht und Celan orientierte, so fing sie nun an, mit den gängigen Regeln zu brechen.

Von 1989 bis 1994 machte Ursula Teicher-Maier eine Ausbildung zur Gestalttherapeutin in Frankfurt. Heute lebt und arbeitet sie in der Region um Darmstadt. Immer sucht sie als Schreibende den Kontakt zu anderen Künstlerinnen und Künstlern,





Ursula Teicher-Maier, Foto: privat,
eb. S. 62

Warum Engel mit CO₂ vermischt immer dünner werden

Der Rauch brennender Autos hat eine besondere Form
So als habe eines jener in Stein gebannten Wesen
Kurz ins Feuer geblasen ganz kurz nur um uns
Einmal wieder daran zu erinnern

Dass diese Dinosaurierkräfte noch immer in der Welt sind
Und damit wir uns nicht wieder einmal

Hinter unserem Lendenschurz verbergen und singen
Um dem Feuer zu zeigen wie klein es geworden ist

In einer Handvoll Millionen Jahren über die wir vieles
Zu wissen glauben zum Beispiel dass Masse und Zeit
Nicht existieren sagst du und wärmst deine Finger
An einem winzigen Kanonenofen doch ich

Lege ein Ohr an die Luft ein längst vergessenes Ohr
Welches die Formen von Rauch am
Klang von Wolken unterscheiden kann

den Gedankenaustausch findet sie inspirierend und wichtig. Bis heute ist die Autorin gut vernetzt: Sie ist Mitglied der südhessischen Literaturgruppe Poseidon und arbeitet über die Genregrenzen hinaus mit bildenden Künstlern und Musikerinnen zusammen, ist aktiv in der Kunstfabrik Wixhausen. Sie gründete die Frankfurter Lyrikgruppe ControVers und ist Mitglied des VS und der Europäischen Literaturvereinigung Kogge.

Ihre Texte wurden erst im Laufe der Zeit komplizierter, assoziativer. Die Kunstgerät gerade in der Interaktion mit anderen zum Experiment, zur Performance.

Ihr Werkzeug, die Sprache, hält an den Elementen der Alltagssprache fest, weil sie viel über die Menschen, die sie benutzen, aussagt. Das sei wie „Feldforschung“, die sie betreibt mit wohlwollendem Blick. Dann gilt es, neue Formen zu finden, sich Sprachräume zu erschließen. Dazu gehört Geduld, das Ausprobieren und wieder Geduld. „Ich vertraue mich der Sprache an“, sagt Ursula Teicher-Maier, das spielt auch der Zufall eine Rolle. Was Bestand hat, wird man sehen.

Im Wechsel aus Wollen und Loslassen wird ein Prozess in Gang gesetzt, der die unbewussten Regionen aufklingen lässt. Im Kafka-Zitat ist es das Meer, das

gefrorene, auf das die Worte wirken wie eine Axt. Das Meer, von dem wir vieles wissen und sehr viel nicht wissen, das Meer mit seinen unergründbaren Tiefen, wie die Gefühle, Erlebtes in uns. Deshalb das Meer. „Es ist dieses halbe Haus das stehen blieb was / Uns erschüttert die angebrochenen Tage in seinen Wolken // Gardinen die perforierten Nächte hinter der Jalousie / Es erinnert uns an die Schweißausbrüche beim Erwachen // Aus einem jener Alpträume die nichts mit uns zu tun haben / Nur dass wir die ewigen Sünder sind die das alles im Stillen // Verdient haben diese uns wieder und wieder verschlingende Erde / Zum Beispiel oder das Feuer das uns längst niedergebrannt hat (...)“, so lautet der Beginn des Gedichts „Erdrutsch“.

Es geht darum, wegzukommen vom üblichen Denken und Schauen, sagt Ursula Teicher-Maier, man müsse sich an jedem Tag etwas mehr erlauben, nur ein bisschen: „dann stehen die hunde auf und werden gedanken“.

Ursula Teicher-Maier (*1957 in Jugenheim) erhielt 1987 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.



Erdrutsch

Es ist dieses halbe Haus das stehen blieb was
Uns erschüttert die angebrochenen Tage in seinen Wolken
Gardinen die perforierten Nächte hinter der Jalousie
Es erinnert uns an die Schweißausbrüche beim Erwachen
Aus einem jener Alpträume die nichts mit uns zu tun haben
Nur dass wir die ewigen Sünder sind die das alles im Stillen
Verdient haben diese uns wieder und wieder verschlingende Erde
Zum Beispiel oder das Feuer das uns längst niedergebrannt hat
Wir gehen nicht mehr gerne schlafen wir lassen den Mond
Im Zimmer an doch die Dunkelheit kommt aus der Stirn
Du liest Hölderlins Hälfte des Lebens ich
Die Todesannoncen und ich frage mich wie lange
Ein Haus aus zerbrochenen Träumen immer wieder hinabstürzen
Muss bis die Erde endlich den Schatten des Himmels halbiert hat

aus: Ursula Teicher-Maier, Das Reiben der Vögel an Mozart, Gedichte, Berlin 2013



Von Bettina Bergstedt



MECHTHILD CURTIUS

Mit poetischer Nüchternheit und Akribie

„Dorfmittag war, Kuhschlafstimmung, ... Maria spielte im hinteren Garten (...)\", in dieser Stille bemerkte das Kind fremde Geräusche, Männer kamen mit Getöse ins Dorf, Männer in „zerrissenen, viel zu warmen Kleidern, viel zu schwer behangen mit Tornistern Töpfen Rollen Schuhen Stangen.“ Einer kam auf Maria zu, er roch nach Staub und Schweiß und streckte ihr seinen Topf entgegen. „Maria begriff sofort: Wasser.“ Da die Waschküche verschlossen war, schöpfte Maria Wasser aus dem frisch gefüllten Hühnernapf. „Gab es dem Mann, der trank. Dann sagte er etwas und sah sie an, mitten in sie hinein, lieb, sie fühlte es drinnen ganz warm werden.“ Was er sagte, hatte sie nicht verstanden.

„Durstiger Mann“ heißt die Geschichte aus Mechthild Curtius' Erzählband „Wasserschierling“ (1979). Darin erzählt sie von Marias Kindheit bei der Großmutter in einem schlesischen Dorf, in dem sie glücklich war und das sie später „Heimat“ nennt.

Mechthild Elisabeth Wittig wurde am 11. Februar 1939 geboren, im Landkreis Görlitz an der Lausitzer Neiße.

Ihre kurze Erzählung „Durstiger Mann“ ist nur eine von vielen, die das Leben dort in Kriegszeiten beschreiben, den Einmarsch der russischen Soldaten, schließlich die Flucht mit den Eltern mit Leiterwagen über Land bis ins Westfälische. 1946 kam die Familie dort an, in Bielefeld machte Mechthild Abitur und arbeitete seit ihrem 16. Lebensjahr in Fabriken, Büros, in Bars und der Universitäts-Bibliothek in Marburg.



Mechthild Curtius, Foto: Winfried Eberhard
im Auftrag für den Main-Kinzig-Kreis
(www.kulturpreis.net).
oben: Mechthild Curtius, Foto: privat

Dort studierte sie seit 1960 Germanistik, Ethnozoologie und Kunstgeschichte, wurde 1971 zur Doktorin der Philosophie promoviert und habilitierte 1982 in Neuerer Deutscher Literaturwissenschaft.

Ihre wissenschaftlichen Themen waren die Ästhetik und Entstehung der Kreativität. Was passiert, wenn sich die Wahrnehmung der Wirklichkeit umwandelt in Phantasie und schließlich Ausdruck findet in Texten oder in Bildern? Warum und wie schreibt jemand Texte, wie und warum werden Bilder gemalt? Curtius führte Interviews mit zahlreichen, ganz unterschiedlichen Schriftstellerinnen und Schriftstellern. „Theorie der künstlerischen Produktivität“ heißt das Buch, in dem sie dem schöpferischen Schaffensprozess nachgeht. Und sie findet Konstanten: Die „Nähe zum Unbewussten“ aus einer „tagträumerischen Verfassung“ heraus bildet die Übergänge von der Wirklichkeit zur

Imagination. „Mag sein, dass alle Menschen diese ‚Welt im Kopf‘ (Canetti) haben; vielleicht ist aber der Künstler auch derjenige, der in jahrelanger Übung Methoden der Disziplin und Geduld entwickelt hat, um die eigene Imagination zuzulassen.“

1983 erschien Curtius' Roman „Je länger je lieber“, in dem sie von der eigenen Erinnerung an die frühe Kindheit und das junge Erwachsenenalter erzählt, bis in die Zeit der Politisierung hinein mit Wiederaufrüstung, Friedensmärschen und dem Konservatismus in der Bundesrepublik. 1989 überzeugte die Jury des Lichtenberg-Preises die Qualität ihrer Texte und ihr „überraschend präziser Erzählstil“.

Der Literaturpreis wurde der Schriftstellerin für „Ried“, ihren „Feld-Wald-und-Wiesen-Krimi“ aus dem Ried, verliehen. Bei einer Lesung in der

Immer wieder schickt sie Maria in den Keller, wo die meisten Ratten sind, und läßt sie die Gläser mit dem Eingemachten holen. Das Regal ist schlecht beleuchtet, es gibt nur eine verstaubte Glühbirne in einem Drahtgestell. Einmal tut es einen mörderischen Schlag und das Licht geht aus. Bis in die Fußzehen, bis in die Fingerspitzen und bis unter die Haarwurzeln wird es Maria heiß, das Herz setzt einen Schlag lang aus, alles ist wie in der Nacht, als die Bombe auf das Stadthaus gefallen ist: dieses siedende Gefühl, sterben zu müssen. Schreien kann sie nicht, so sehr sie mit dem Munde schnappt.

aus: Mechthild Curtius, Je länger je lieber, Roman, Zürich, Köln 1983



Erinnern zu Zweit, das schafft Nähe. Kein Ding ohne Vergangenheit im eigenen Kopf. Anders als mein Maler, der lange sitzt und schaut und schweigt, sehen wir Schreiber auch viel und genau, aber bald sind wir in Erinnerungen, um Geschichten zu spinnen in eigenen Hinterstirnbildern, sehen die Wirklichkeit hier und da, schwenken wieder ab ins Umformen, Erfinden, später Schreiben. Wahrnehmen, Sehen, Spüren. Große Dinge und kleine: Eine Hausfassade, einen Baum, einen dünnen, im Herbstwind bebenden Zweig mit ein, zwei, vier weißen, glasigen Beeren, erbsengroß. Sträucher hinter den Guss-eisen-Zäunen der Gärten vor Jugendstil- oder Gründerjahrhäusern. Schneebeeren heißen sie, nein Knallerbsen - haben wir uns über Wörter gestritten wie oft, über Sätze, wie sagt man was, wie sehen wir, wie schildern. Schön ist das und nur mit wenigen Dichtern zu machen. Zuletzt haben wir wie zwei Kinder jeder eine weiße pralle Kugel auf das Pflaster geworfen, draufgetreten, dass sie knallend zerplatzten.

aus: Briefe an K wie Kurzeck, Mechthild Curtius schreibt an Peter Kurzeck, 14.01.2014, www.fixpoetry.com

Langgässergesellschaft waren einige Zuhörer schockiert über die düstere Kriminalgeschichte mit Leichenteilen. Curtius betonte jedoch, dass Elisabeth Langgässer weitaus düsterer geschrieben habe und ihr eigener Krimi durchaus heiter, wenn auch makaber sei. Ihre sprachlichen Mittel: poetische Nüchternheit und genaues Hinsehen. Dieses „Kameraauge“ kam ihr auch bei der Arbeit an zahlreichen Fernsehfilmen zugute. Mechthild Curtius heiratete den Maler Olaf Hauke und lebte seit 1976 als Schriftstellerin, Fernseh- und Hörfunkautorin in Frankfurt.

In ihrer Dissertation setzte sie sich mit Elias Canetti auseinander, in ihrer Habilitationsarbeit mit den erotischen Utopien bei Thomas Mann. Sie arbeitete häufig mit ihrem Ehemann zusammen, richtete 1989 eine gemeinsame Text-Bild-Ausstellung ein über „Sprichwörter“ (Museum Schloss

Philippruhe, Hanau), auch über politische Themen („So versteht sich Europa. Provinzen. privées“, 1996). Seine Texte und Bilder verlegte das Künstlerpaar selbst in der Frankfurter Edition Curtius & Hauke. Den Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur erhielt Curtius nach ihrer Habilitation nicht. „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als eine einfallsreiche Frau auf einen Literaturlehrstuhl“, bemerkte ihr Laudator anlässlich der Verleihung des Kulturpreises des Main-Kinzig-Kreises 1996 an Curtius. Dafür kamen von anderer Seite Anerkennung und Lob. Von Elias Canetti beispielsweise. Und beim Lichtenberg-Preis befand Laudator Wolfgang Promies: „Ich glaube, Lichtenberg hätte seine Freude an dieser Schriftstellerin gehabt.“

Mechthild Curtius (*1939 in Kassel) erhielt 1989 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.

Von Bettina Bergstedt



IRIS ANNA OTTO

Mit lakonischem Witz auf der Suche nach dem blauen Wunder

Was ist das für eine merkwürdige Sache: die Wirklichkeit. Sie tut ganz selbstverständlich, wenn sie einem unterkommt. Aber dann ist alles anders. Iris Anna Otto hat diese tiefe Wahrheit begriffen, in ihren Geschichten erzählt sie davon. Nicht über Helden berichtet sie, nicht von Meisterleistungen, vielmehr spielen ihre Geschichten im ganz banalen Alltag und sind diesem doch auf skurrile Weise enthoben.

Als Iris Anna Otto den Lichtenberg-Preis im Dezember in der Scheunengalerie der Stadthalle in Ober-Ramstadt verliehen bekam, las sie aus ihrer Geschichte „An morgen war nicht zu denken“. Es geht darin um das Verschwinden, darum, wie sich die mit großen Mängeln behaftete Welt mit all ihren

scheinbar überflüssigen Dingen langsam aufzulösen scheint. Dieses „Verschwinden des Mangels ist nicht ohne Bedeutung“. Schon sind wir im Denken Ottos gefangen, in ihrem verrückt-absurden Denken, gefangen im besten Sinne. Mit klaren, direkten Worten und Sätzen spinnt die Autorin ihre Fäden und webt ein kunstvolles Netz, das eine große Phantasie und ein fein-zartes Seelengerüst hinter der schnörkellosen Sprache offenbart. Es nimmt den Leser mit in die Geschehnisse des Verschwindens und nimmt ihn ein, auch für die Menschen, die sich in ihren Ambivalenzen nicht zerrissen präsentieren, sondern von großer Geschlossenheit: Weil sie alles, was um sie herum passiert, wie Forscher genau und nüchtern betrachten und mit der Gabe der Gleichmut (hin)nehmen.

Iris Anna Otto treibt hier ihr satirisches Spiel mit Hirngespinnsten und Übersinnlichem und denen, die ihm erliegen. Ihre Sprache ist voller Kraft und Bilder, surrealistisch und grotesk, witzig, manchmal makaber, ausbalanciert zwischen Ironie und Galgenhumor.

Heide Germann / Darmstädter Echo

Zuerst fehlte nur wenig, wir benachrichtigten einander im Vorbeigehen, finde die Büroklammern nicht, kein Lorbeerblatt in der Küche, die Gartenschere liegt nicht an ihrem Platz, nicht das Heftpflaster, damals schien uns alles ersetzbar. Wir besorgten Ersatz, doch was wir an einem Tag in Regale, Schränke und Schachteln packten, war am nächsten verschwunden. Unser Suchen, Lachen, Wundern änderte die Zustände nicht. Wir verhörten und verdächtigten uns gegenseitig, die Dinge verlegt, verbraucht, versteckt zu haben, und lösten das Rätsel nicht.

aus: Iris Anna Otto, *An Morgen war nicht zu denken*, in: Iris Anna Otto, *Salute, Amore, Pesetas*, Darmstadt 1997

„Das Verschwinden des Mangels ist nicht ohne Bedeutung.“ Was passiert, wenn Bettvorleger, kunstgeschichtliche Bücher plötzlich verschwinden? Klar: Die Abstände zwischen den verbleibenden Möbelstücken vergrößern sich, der Raum dehnt sich, „wenn die Welt immer kleiner wird, wird sie auch immer größer, (...) die Wirklichkeit rückt in große Entfernung“. Das erzählende Ich sucht mit den Händen das Verlorene, reist wie in einem Rausch durch die Welt, behält dabei seine lakonische Heiterkeit und kehrt am Ende zurück – an einen gedeckten Tisch, „Kerzenlicht und Papierservietten rührten mich, (...) draußen wurde lautstark die Gartenschere gesucht.“

Iris Anna Otto wurde am 24. Mai 1953 in Herne geboren, sie studierte in Marburg Vergleichende Religionswissenschaft, Alt-Orientalistik und Neuere Deutsche Literatur. Sie promovierte 1981 mit einer Arbeit über die Träume der Irokesen und erhielt außer dem Lichtenberg-Preis den Förderpreis Junge Literatur der Stadt Herne (1992) und 1994 den Kultur-

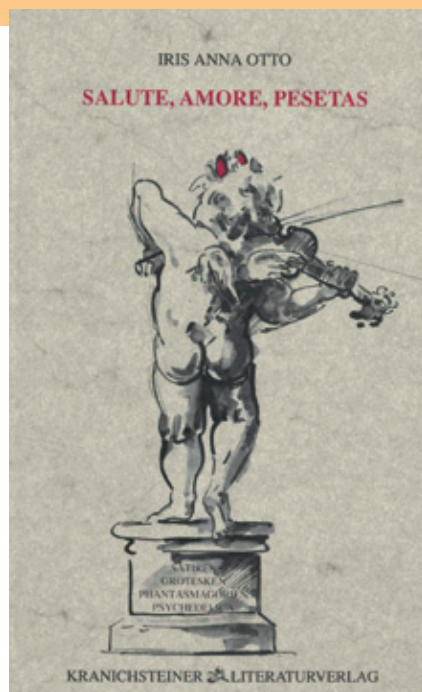
preis der Stadt Pfungstadt. Als Redakteurin war sie maßgeblich am Aufbau der FALKEN-Software beteiligt, bevor sie sich 1987 ganz dem Verfassen von Kurzprosa, Drehbüchern, Hörspielen und Features, Gedichten, Kinder- und Jugendbüchern widmete.

Die Schriftstellerin Katja Behrens sagte über Iris Anna Otto, sie habe sich mit den Worten „vergnügt, wie ein erwachsenes Kind“, und: „Künstler brauchen das, sie müssen mit dem Kind in sich in Verbindung bleiben.“ Wenn Iris Anna Otto weiterdachte bis ins Surreale hinein und nicht dort aufhörte, wo andere einen Schlusstrich ziehen, fordert sie ihre Leserinnen und Leser dazu auf, die Merkwürdigkeiten im Leben zu entdecken. Der Rhythmus der Sprache ist ihr wichtig. „Ich schreibe laut“, hat sie einmal in einem Interview gesagt, sie brabble vor sich hin, wenn sie schreibe, auch ein innerer Rhythmus präge somit Form, Wortwahl und Satzbau ihrer Prosa.

Im Kranichsteiner Literaturverlag erschien 1994 der Kurzprosa-Band „Salute, Amore, Pesetas“ von Iris Anna Otto.

Zuerst fand ich den Schlüssel zum Paradies, er war mit den Cornflakes in meinen mit Milch gefüllten Frühstücksteller gefallen, bald darauf das Paradies selbst, das mir renovierungsbedürftig erschien. Blaue Farbe rieselte vom Himmel, und die Luft war morsch. In einer Ecke lagerte ein vom Regen aufgeweichter Pappkarton, darin hatte Eva Muscheln gesammelt. Ich stopfte die Jackentaschen mit den Muscheln voll und begann sodann das Paradies zu erkunden.

aus: Iris Anna Otto, Paradise is half as nice, in: Iris Anna Otto, Salute, Amore, Pesetas, Darmstadt 1997



Sie schrieb Drehbücher, Hörspiele, Features und Gedichte, auch Kinder- und Jugendbücher. 1996 erschien »Tango für die Mäuse«, 1998 folgten im Carlsen-Verlag der Kinderroman »Schepper«, 2001 der Jugendroman »Die Luschinskis«, der auch als Theaterstück große Erfolge feierte und zwei weitere „Luschinski“-Bände.

Da ist sie wieder, die Lust an der Phantasie, das Kind in der Künstlerin bis zu den schlagfertigen Luschinski-Drillingen. Und die feste Gewissheit in ihrer Kurzgeschichte „Nicht das kleinste blassblaue Wunder“ mehr zu erleben – obwohl die Großmutter ihr immer versichert hatte, dass sie noch einmal ihr „blaues Wunder“ erleben werde. Aber Iris Anna Otto weiß genau: „Weil es in Wirklichkeit keine Wunder gibt. Weil die Wunder ohnehin Wirklichkeit sind.“

Iris Anna Otto (*1953 in Herne) erhielt 1991 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.



Von Bettina Bergstedt



SUSANNE MISCHKE

Schreiben, ein Mord, manchmal ein Faulenzertag und viel Milchkaffee

Von den Bergen ins flache Land, vom Allgäu in die Wedemark bei Hannover. Susanne Mischke wurde in Kempten geboren, las Pixi-Bücher und später alles, was ihr zwischen die Finger geriet, konnte mit vier Jahren „Max und Moritz“ auswendig, wollte von Rocksängerin über Tierärztin bis zur Stewardess alles Mögliche werden, nur „Autorin stand seltsamerweise nicht oben auf meiner Liste“, obwohl sie auch dies als Kind gerne tat: Geschichten schreiben. Schriftstellerin kam erst später als Berufswunsch

auf, eng an den Wunsch gekoppelt, dies „lässig und cool“ zu tun. Sie machte 1981 Abitur und verfasst tatsächlich seit 25 Jahren Bücher, besonders Kriminalromane. Dabei ist sie nicht die perfekte Systematikerin, vielmehr herrsche immer wieder Unordnung auf ihrem Schreibtisch, dies alles verrät sie in einem Interview (dtv-blog). Ein vernünftiges Exposé gibt schließlich ihren Storys Struktur, die zahllosen Zettel auf ihrem Schreibtisch mit Ideen, die sie auf keinen Fall vergessen will, findet sie manchmal erst sehr

Die Frau zieht hinter der unsäglichen Brille eine dünne-zupfte Augenbraue hoch. Axel stöhnt innerlich. Ihre Mimik erinnert ihn an Mutter, heute morgen: „Junge, du gehst mir auf gar keinen Fall ohne Mantel!“ Folgsam, wie sie es von ihm gewohnt ist, hat er seinen schäbigen Trenchcoat angezogen. Morgens, auf dem zugigen Bahnsteig, konnte er ihn tatsächlich gut gebrauchen. Als bei der Ankunft in Darmstadt die Sonne schien, ließ er das gute Stück in einem rebellischen Akt der Befreiung im Intercity hängen. Er wäre seiner Karriere ganz sicher nicht förderlich gewesen.

aus: Susanne Mischke, Die Eiseheilige, Kriminalroman, München 2019





Susanne Mischke,
Foto: Antonio Moroni /
Piper Verlag
eb. S. 71

viel später wieder, wenn sie sie nicht mehr braucht. Dann gibt es noch einen Notizblock als Wegbegleiter, und das klare Statement: „Ohne einen Milchkaffee kann ich nicht arbeiten!“

Schöne Voraussetzungen für einen Mord! Einige Bestseller hat Mischke auf der langen Liste ihrer Bücher zu verzeichnen, darunter „Mordskind“, „Die Eisheilige“ (beide vom ZDF verfilmt), „Liebeslänglich“ und „Wer nicht hören will, muss fühlen“. Wer Hannover kennt, weiß, wenn er den Titel „Der Tote vom Maschsee“ hört, dass es sich hierbei um einen Hannover-Krimi handeln muss: Der künstlich angelegte See liegt im Süden der Stadt. Seit dem „Toten im Maschsee“ (2008), der sich als Psychiater und Opfer des berühmten Massenmörders Fritz Haarmann entpuppt, begibt sich das illustre Team der

Kripo Hannover um die Kommissare Bodo Völxen, seines Zeichens Schafzüchter, um Casanova Fernando Rodriguez, um „Rabenmutter“ Oda Kristensen und den Kommissarinnen-Nachwuchs Jule Wedekin auf Mörderjagd mit Lokalkolorit. Im Frühjahr 2019 erschien der siebte Band der erfolgreichen Völxen-Reihe mit dem Titel „Zärtlich ist der Tod“.

Das eine ist die Lust am Plot, der Spaß am Fiktiven, Strippen zu ziehen und Charaktere zu ersinnen und weiterzuentwickeln. Susanne Mischke interessiert hinter dem kreativen Prozess des Schreibens aber auch die harte Realität, die mit einer Straftat verbunden ist. Insbesondere die Opfer aus dem Umfeld eines Verbrechens benötigen Schutz, Hilfe und eine fachgerechte Begleitung. So war es für die Krimiautorin eine Freude und eine Ehre, als sie 2016 zur Schirmherrin der Stiftung Opferhilfe in Niedersachsen ernannt wurde. Die Opferhilfebüros der Stiftung verstehen sich als Bestandteile der niedersächsischen Justiz und sind bestrebt, über die konkrete Hilfe hinaus ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass Straftaten immer in Zusammenhängen begangen werden, für die die Gesellschaft eine Mitverantwortung trägt.

Auch Jill aus dem Jugendroman von Susanne Mischke bekommt schnell zu spüren, dass es allgemeingültige Normen gibt und es nicht gut ist, sich außerhalb dieser zu bewegen. Der Nachwuchsrockstar einer Jugendband, in den sich Jill verliebt (und er sich in sie), hat laut Vertrag klare Auflagen zu erfüllen: Keine feste Freundin, sonst laufen die weiblichen Fans davon. In Zeiten von Social-Media wird der erste Kuss natürlich schnell öffentlich – und mit dem folgenden Shitstorm zum echten Problem für Jill.



In all ihren Kriminalromanen überwiegt das Gefühl der Leichtgängigkeit. Ausgangspunkt für ihre Bücher ist die eigene Lektüre, ihr wichtigstes Buch ist die Bibel. Die sei nur nicht immer geeignet für ihre Lieblings-Leseorte: in Italien faul im Liegestuhl oder morgens am Frühstückstisch – mit Milchkaffee, versteht sich. Ihr Vorbild für den Stil „lässig und cool“ war der Roman „Betty Blue“ von Philippe Djian. Und jüngst Pulitzerpreisträgerin Elisabeth Strout und ihr Roman „Blick aufs Meer“, oder die Bücher der Italienerin Elena Ferrante. Dafür, dass Susanne Mischke nicht zu lange am Stück am Tisch sitzend arbeitet, sorgen ihre beiden Hunde

Bruno und Raffi. Gut so, denn bei den Spaziergängen fallen ihr immer wieder neue Romanstoffe ein. Ausgezeichnet wurde sie neben dem Lichtenberg-Preis mit dem Frauenkrimipreis „Agathe“ der Stadt Wiesbaden.

Susanne Mischke (*1960 in Kempten) erhielt 1996 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.



Auf den spitzen Schrei seiner Mutter hin ließ Max den Hamster auf den Küchenboden fallen, ein Klumpen aus Fell und Eingeweiden, dessen Vorderbeine noch in einem letzten Reflex zuckten. Ein kleines Rinnsal hellrotes, fast wäßriges Blut sickerte über die rauhen Holzdielen. Paula wußte, daß sie diesen Anblick nie wieder vergessen würde. Simon auch nicht. Sie verlor die Beherrschung und packte Max, der ruhig dastand, am Arm, drehte ihn zu sich herum und schlug ihm mit dem Handrücken ins Gesicht. Seine Unterlippe platzte auf und begann zu bluten.

Doris sprang auf. „Paula, nicht! Du tust ihm weh! Es war sicher nicht Absicht.“

Paula stieß Max angeekelt von sich „Schaff ihn raus“, flüsterte sie heiser, „raus mit ihm! Ich will ihn nie wieder hier sehen. Das ist kein Kind, das ist ein Monster!“



RAINER WIECZOREK

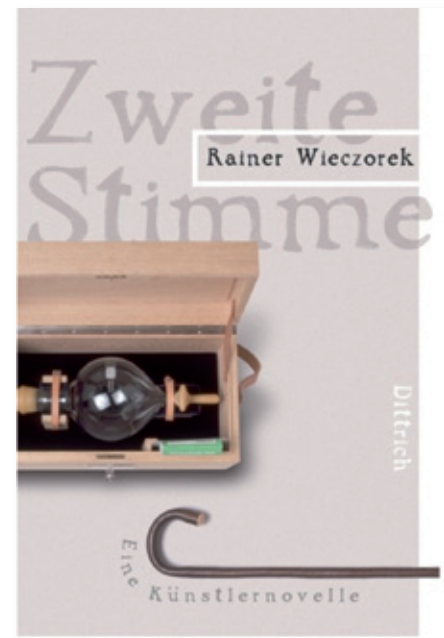
weiß, wie man ohne Eis mit dem Bob fahren kann –
Kunst des Verschwindens

Gerhard Lang hat den Lichtenberg-Preis bislang nicht erhalten. Aber der Zeichner und Performance-Künstler, der vom Oetzberger Ortsteil Schloss-Nausies aus seine weltweiten Aktionen plant, spielt eine nicht unwichtige Rolle im Werk von Rainer Wieczorek, dem Literaturpreisträger des Jahres 1997. In der Künstlernovelle „Zweite Stimme“ findet dieser Spaziergangs- und Wolkenforscher einen gleichfalls sonderlichen Bewunderer, der ein Archiv einrichtet – nicht, um die Kunst der Welt zu zeigen, sondern um sie zu verbergen.

Das Verschwinden der Kunst ist ein Leitmotiv im Werk von Rainer Wieczorek, in dessen feinen Formulierungen die Diskretion dieser Haltung eingeschrieben scheint. „Zweite Stimme“ erschien erst 2009. Da hatte der Darmstädter Autor den Lichtenberg-Preis längst erhalten. Aber einer der Texte, mit denen er sich damals beworben hatte, liest sich heute wie eine Vorstudie zu den späteren Geschichten. Damals ging es um die Kunst des Bobfahrens. Ein Sportler ist eher zufällig an diese Disziplin geraten, aber er erkundet hingebungsvoll ihre innere Logik. Nicht nur das Schachspiel kennt Eröffnungen, auch wer sich in den Eiskanal wirft, hat einen Katalog mentaler Vorbereitungen im Sinn. Wieczorek lässt den Helden über die Trivialität des

realen Sports siegen, das Rennen verlagert sich in den Kopf, irgendwann zieht der Mann mitten in der Bahn den Bremshebel und steigt aus, um sich fortan dem abstrakten Bobsport zu widmen.

Man kann verstehen, dass diese angenehm versponnene Geschichte der Jury gefiel. Denn die Idee ist das eine, ihre sprachlich raffinierte Inszenierung



Des Vormittags, auf dem Weg zum Friedhof, hatte er sich auf eine Bank setzen müssen, zum ersten Mal, aber jetzt fühlte sich Baumeister wieder bei Kräften und schlug seine übliche Route ein, die ihn durch den Lengfelder Wald nach Ober-Nauses und schließlich zurück nach Oetzbach führen würde. Bis Schloss-Nauses war er nie gekommen, immer nur bis Ober-Nauses: Ein grundlegendes, alle Lebensbereiche durchziehendes Gefühl für Ränder mahnte ihn bereits beim Anblick von Ober-Nauses zuverlässig und sanft zur Heimkehr.

aus: Rainer Wiczorek, Zweite Stimme. Eine Künstlernovelle, Berlin 2009

das andere. Wiczorek ist ein Meister der leisen Töne, der genau gesetzten Worte. An seinen Texten ist nichts zufällig, sie leben von musikalischer Eleganz, und trotzdem drängt sich ihre Kunst nie effektiv in den Vordergrund. Es ist ein Vergnügen, solche stilsichere Prosa zu lesen, mit der ein Autor gewiss keine Bestsellerberge erklimmt, aber eine treue Anhängerschaft bilden kann.

Wer so beharrlich ein Ziel verfolgt, braucht die Ermutigung durch einen Preis wahrscheinlich weniger als andere. Aber Wiczorek wird sich auf seine humorvolle, zur Selbstironie begabte Weise darüber gefreut haben. Der Preis war sicher auch kein

Hindernis bei der Suche nach einer verlegerischen Heimat, die Wiczorek bei Volker Dittrich, selbst Autor und damals noch selbstständig im Verlagsgeschäft, fand. Der Dittrich-Verlag wagte 2018 sogar eine auf drei Bände angelegte Werkausgabe; dass neue deutsche Literatur solche Aufmerksamkeit findet, ist alles andere als selbstverständlich.

Als Wiczorek den Lichtenberg-Preis bekam, hatte er gerade begonnen, gemeinsam mit Ansel Müller das Darmstädter Literaturhaus aufzubauen. Im Programm-Duo war er nicht zufällig der Mann für die leiseren, hintergründigen Abende; fünfzehn Jahre sollte diese erfolgreiche Arbeit dauern.



Rainer Wiczorek,
Foto: Rainer Lind,
eb. S. 74

Im Erdgeschoss üben sie noch - Bach, Schubert, Alban Berg -, als ginge es immer so weiter. In der zweiten, dritten, vierten Etage aber, den Stockwerken, auf die es ankommt und immer ankam, bleibt es am Abend dunkel: niemand da. Hat er nichts verfügt? Gar nichts. Und Nachkommen? Nicht, dass ich wüsste. Einen Cousin vielleicht. Aber das Pärchen im zweiten Stock, das sich um alles kümmerte ... Verena und Carlo? - Du weißt, dass Verena meine Freundin ist? In den letzten Jahren war ich oft im Orgelbau. Wenn Carlo auf Reisen war, schlief ich sogar dort, Verena fürchtete sich nachts allein auf der riesigen Fabriketage des alten Orgelwerkes. Komm, wir gehen auf ein Gläschen, und dann erzählst du mir! Aber wirklich nur eins ...

aus: Rainer Wiczorek, Form und Verlust.
Eine Novelle, Berlin 2017

In seinem Beruf als Lehrer ermutigt Wiczorek seine Schüler zu eigenständigem Denken und unkonventionellem Verhalten. Und außerdem macht der Mann, der so musikalisch schreibt, selbst Musik als Jazzposaunist.

Aber auch Musik kann man im Kopf machen. In der Erzählung „Form und Verlust“, komponiert wie eine vielstimmige Fuge, beschreibt Wiczorek die wunderliche Wohngemeinschaft in einer ehemaligen Orgelfabrik. Im Erdgeschoss üben Studenten, über ihnen wohnt ein Maler, der seine Bilder verbirgt. Für diesen Schauplatz gibt es ein reales Vorbild, aber der Autor legt Erfindung und Wirklichkeit so raffiniert verschoben übereinander, dass gerade diese leichte Irritation der Wahrnehmung seine Geschichten reizvoll macht. Ob es Bilder ohne Betrachter sind, Theatervorstellungen ohne Publikum, ein Künstlerarchiv, das seinen Inhalt vor den Blicken verschließt, oder eben auch eine Bobfahrt, die keinen Eiskanal mehr braucht: Wiczorek schreibt von der Kunst des Verschwindens, und es ist nur gut, dass er seine eigene Kunst noch nicht hat verschwinden lassen.

Rainer Wiczorek (*1956 in Darmstadt) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur 1997.



Von Bettina Bergstedt



SILKE ANDREA SCHUEMMER

Da wo das Leben ist, ist Literatur

Mit zwölf Jahren bewarb sie sich bei einem Literaturwettbewerb und gewann einen Preis. Wenn das kein Grund zum Weiterschreiben ist. Silke Andrea Schuemmer schrieb fortan, erhielt Stipendien, Arbeitsaufenthalte, verschiedene lokale Förderpreise, den Kulturförderpreis der Stadt Selm 1997, sie wurde Stadtschreiberin von Otterndorf ein Jahr später. 1999 war es dann der Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis: „Ich kann mich noch gut an diesen Samstag erinnern, mit der Bahn ging einiges schief und auch sonst war es ein turbulentes Wochenende. Über den Preis habe ich mich damals so gefreut – das sind und bleiben Lichtblicke.“

Kaum ein Jahr, in dem die Kunsthistorikerin, Schriftstellerin, Lyrikerin und Journalistin nicht eine Auszeichnung erhielt. Silke Andrea Schuemmer hat sich ein Stück weit ganz bewusst davon tragen und auch treiben lassen. Das korrespondiert mit ihrer Art, das Leben zu betrachten: Es spült einen hierhin und dorthin, man muss sich nur darauf einlassen.

Silke Andra Schuemmer wurde am 20. Juni 1973 in Aachen geboren, machte dort Abitur und begann in der Stadt ihrer Kindheit ein Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie. Seit 2001 lebt sie in Berlin, schrieb ihre Promotionsarbeit über die österreichische Malerin und Medienkünstlerin Maria

Lassnig. Die Malerin stellte das Thema Körpergefühl ins Zentrum ihrer späteren Selbstporträts und brachte es mittels Körpergefühlsfarben zum Ausdruck. Dies reizte die Schriftstellerin Schuemmer: Ohne seinen Körper ist der Mensch nicht zu haben, da spielt sich eine Menge ab. Als Schriftstellerin verdichtet sie



Rauh Nächte

In dieser eisbärweißen Zeit
ziehts dem Jahr das Fell die Buckel hoch
und pistenlängs erstarrt
die wilde Jagd im knirschend scheuen Schritt
Da friert das Emsige zum Winterbild
die Fische treiben stummer noch als sonst
in trübem Spiegelbruch
Und hinterm Haus da reicht ein Schacht
zu allem das man nicht mehr glaubt
In die Fußspur die noch trittsicher gefeiert hat
weht Blindheit und das Wispern
Flüstern überzieht die Höfe gletscherkalt
An den Leinen zeigt das Ruhehemd
bleich auf Nord Nordost
Kein Tropfen löst sich zapfenwärts
selbst die Wünsche stehen
still
Wenn das Treiben ganz herniedersinkt
schläft es sich im Schneepalast
nach Monaten der Schüttelung
vergessen raubtierwarm

© Silke Andrea Schuemmer, geboren 1973, lebt in Berlin,
aus: <http://schuemmer.com>

deshalb Körperliches zu Sprachbildern und schreibt in ihrem Lyrikzyklus „Organische Porträts“: „Was sich ein Nest baut in den Achselhöhlen, / das kriecht auch durch den Nabel fort. Und in die / Muscheln ruft es wilde Worte, färbt Wangen rot, / ist Echolot auch für die Lymphen, die sich wie / grüengebleichte Nymphen zu den Schulterblättern schmiegen (...).“



Erotisches bleibt da nicht ausgespart, im Gegenteil. Für Schuemmer ist das Sinnliche so wenig wie das Körperliche aus dem Leben wegzudenken, beides ist miteinander verknüpft. Die Beschäftigung mit der Sinnlichkeit brachte ihr den „Gratwanderpreis“ für erotische Literatur des „Playboy“ im Jahr 2000 ein. Auch ihr zuletzt erschienener Roman („Nixen fischen“, 2017) wird beschrieben als „überbordender, sinnlicher Roman voller Fische, Quallen, Tentakel und Kiemen in Formaldehyd. Schräg. Surreal. Kraftvoll.“ Wie sie auf diesen Stoff gekommen ist? „Als ich während meines Kunstgeschichte-Studiums in einer Kunsthandlung arbeitete und mir heimlich Notizen machte über alles, was ich merkwürdig fand, ahnte ich noch nicht, dass mich der staubige Laden und sein misogyner, zynischer Besitzer so lange begleiten würden.“ Sie begann als Stadtschreiberin 1998 in Otterndorf an der Nordsee bereits mit dem Roman. Da verdichtete sich das Wasser-Motiv. „Irgendwann wusste ich, was mich selbst an den Nixen, die der Kunsthändler um sich sammelt und deren Elend ihn so amüsiert, interessierte: Die Frage, wieso einige untergehen, während es andere ans sichere Ufer treibt.“ Ist es vielleicht die eigene Entscheidung, die sie hier oder dorthin trägt? Vielleicht ist „unter Wasser“ sogar die bessere Wahl: Ein Leben weit weg von Gesetzen, Anforderungen und Veränderungen, „nur tief versunken in der Kraft der Gezeiten und verlässlich mit seiner Einsamkeit und Sprachlosigkeit“?

Surreales und eine deutliche Sprache zeichnen die Bücher der Autorin aus, die bildende Kunst spielt häufig eine tragende Rolle. Der Roman „Betrifft: Zweite Rate“ erhielt 2009 den Limburg-Preis des Kunstvereins Bad Dürkheim, „ein wunderbar ironischer



Silke Andrea Schuemmer,
Foto: privat
eb. S. 77

Organisches Portrait

Es regt sich, schnarrt und ächzt im Kehlkopf drin
schlägt den harten Gong des Gaumens zwölfmal an
Gewalpert wird vielleicht ganz oben wo sichs wölbt
hier unten, wo der Kiefer leise knackt,
spuckt es in der Lippenfurche, huscht ein Schatten übers Kinn
Statt Fäden: Speichelnetze. Was da sich drin verfängt
zappelt eine Weile, stirbt dann schnell wie hingesagt
In den Winkeln ist ein früh verwestes Wort verwoben
ein unterkühltes seilt sich von der Schartenspitze ab
durch klebrig, dichtgesponnenes Gemasch
beschlägt in Tau und lungenwarmem Dunst
Zehn Füße hat der mißgeborne Vers
die rudern, krabbeln um ihr Leben einen Laut
wenn nicht der Atemzug vom nächsten drüberfährt.

© Silke Andrea Schuemmer, geboren 1973, lebt in Berlin, aus: <http://schuemmer.com>

Blick auf den modernen Kunstbetrieb“, so ein Kritiker („Die Rheinpfalz“ vom 26.9.2009), humorvoll bis sarkastisch, mit Bezügen zur realen modernen Kunst. Die Aktionskunst des Konzeptkünstlers Hermann Nitsch schätzt Schuemmer beispielsweise, weil das „Orgien-Mysterientheater“ so viele archaische Bezüge aufweise, was ihr in der Kunst wichtig sei. Außerdem sind Themen im Roman Kunst und Geld und der Hang des Künstlers zur Selbstausschöpfung. Nicht jeder kann ausschließlich von seiner Kunst leben.

Silke Andrea Schuemmer schreibt für zahlreiche Journale und Zeitschriften, veröffentlicht in Anthologien Gedichte und Kurzprosa, darunter im Verlag ihres Mannes Marcus Jensen, mit dem sie in Berlin lebt. Und sie hat weitere Standbeine: Sie ist freie Hochzeitsrednerin und Trauerrednerin. Da lernt man viel über das Leben. Auch dies tut sie „aus Leidenschaft“.

Silke Andrea Schuemmer (*1973 in Aachen) erhielt 1999 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.

Von Bettina Bergstedt



PHILIP MEINHOLD

„Die Erinnerung macht uns zu dem, was wir sind“

Irgendwann vor fast zehn Jahren, in der Mitte des Lebens, holt ihn die Vergangenheit ein. Die Mutter, „jüdischer Mischling zweiten Grades“ und Jahrgang 1937, möchte mit ihren Kindern nach Auschwitz reisen. Weil es der Mutter wichtig zu sein scheint, erfüllen die Geschwister ihr den Wunsch. Philip Meinhold, im April 1971 in Berlin geboren, ist eins der Kinder. Und plötzlich ist da, neben der laxen Wurschtigkeit gegenüber der eigenen Geschichte, doch noch viel mehr: „Obwohl ich diese jüdische Familienvergangenheit nie besonders wahrgenommen habe, mich als Deutscher und damit in der Nachkommenschaft der Täter fühle, habe ich mich (...) immer für das Jüdische interessiert“, schreibt Meinhold in dem Buch „Erben der Erinnerung“, in dem er von der Familienreise nach Auschwitz erzählt.

„Das Jüdische“ – es betraf also sein Leben. Nicht die Religion, aber wenn es um Israel ging, beschleunigte sich das Blut in seinen Adern, schreibt er. Er reiste schon in jungen Jahren nach Israel und hospitierte bei der deutsch-jüdischen Zeitung Aufbau in New York, und nun Auschwitz. Als Journalist machte er ein Radio-Feature über die Reise, das 2010 gesendet wurde, erst vier Jahre später verfasste er das Buch.

Der freie Autor Meinhold beschäftigt sich in all seinen Texten mit Zeitgeschichte und Zeitgeschehen. In Berlin groß geworden, besuchte er die Berliner Journalistenschule und studierte von 2001 bis 2005 nebenberuflich am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 2002 debütierte er mit dem Roman „Apachenfreiheit“, es folgte sieben Jahre später „Fabula rasa“, eine Coming-of-Age-Story eines pubertierenden Jungen, die zugleich zum Berliner Roadmovie gerät. In „Apachenfreiheit“ verliebt sich der Spiele-Erfinder Geronemo, der sein Leben mit Ende zwanzig schlicht banal findet, in Sophie. Die Liebesgeschichte ist temporeich und schnörkellos, in direkter Sprache erzählt, jenseits von Kitsch und Klischee – wie „Der Fänger im Roggen“, den Philip Meinhold zu seiner Jugendlektüre zählt.

Die eigene Berliner Vergangenheit vor dem Hintergrund der Achtzigerjahre, der Partys, die in der geteilten Touristen-Stadt mit Kultstatus gefeiert wurden, sind nachzulesen in Meinholds E-Book „O Jugend, o West-Berlin“, mit dem er beim Indie-Autor-Preis 2015 den 2. Platz belegte. Das Buch ist ein Streifzug durch die Stadt über vier Jahrzehnte; vier Jahrzehnte, in denen der Autor Berlin hautnah erlebt. Biografisches Material verwebt er mit der Stadtgeschichte bis zum Mauerfall und dem „Hauptstadthype“.



Es ist ein merkwürdiger Wunsch, den meine Mutter kurz nach ihrem siebzigsten Geburtstag da äußert. Ich habe sie gefragt, was für Wünsche oder Pläne sie für ihr Leben noch habe, sie antwortet: „Ich möchte mit meinen drei Kindern und den großen Enkeln gerne nach Auschwitz fahren.“ Andere würden vielleicht von einer Kreuzfahrt sprechen, einer Reise nach Indien, darüber, ihre Memoiren schreiben zu wollen - meine Mutter möchte nach Auschwitz.

Mein erster Gedanke: Sie hofft auf ein ergreifendes Erlebnis mit uns. Ich bin peinlich berührt, frage nicht weiter nach, lasse den Satz in der Luft hängen, als hätte ich nichts gehört.

aus: Philip Meinhold, Erben der Erinnerung. Ein Familienausflug nach Auschwitz, Berlin 2015

Philip Meinhold arbeitet gern am Puls der Zeit. Als Journalist interessiert er sich für die Gegenwart, für die Geschichten anderer, will deren Beweggründe erfahren. Es scheint, als ob erst ein breites Meinungsspektrum ein Geschehen erhellt. So betreut er von 2007 bis 2009 eine Schreibwerkstatt in einer Berliner Justizvollzugsanstalt für Frauen. Drei Jahre später geht er dem Mord an dem jungen Berliner Burak Bektas nach, der von einem Unbekannten erschossen wird, ein Mord ohne Vorwarnung, scheinbar ohne Motiv. Meinhold begibt sich auf Spurensuche. Er befragt Freunde, Familie und Ermittler und stellt die 9-teilige Podcast-Serie „Wer hat Burak erschossen?“ zusammen. Eine weitere Podcast-Serie folgt 2017: „Bilals Weg in den Terror“. Bilal gerät mit 14 Jahren in salafistische Kreise, reist 2015 nach Syrien und ist kurze Zeit später tot. In Syrien angekommen erkennt Bilal: „Die schicken einfach die



Und manchmal ist das, was einen mit der Vergangenheit verbindet ganz konkret. Denn eigentlich wollten meine Eltern mich Simon nennen; meine Großmutter war entsetzt: „Ihr wisst, dass das ein jüdischer Name ist, tut das dem Kind nicht an!“ Sie musste an ihren Mann, die Schwiegermutter, Schwager und Schwägerin denken; sie hatte Angst, dass sich wiederholen könnte, was schon einmal geschehen war. So steht Simon nur als zweiter Name in meiner Geburtsurkunde. Ich trage die deutsche Vergangenheit in der Reihenfolge meiner Vornamen mit mir herum.

aus: Philip Meinhold, Erben der Erinnerung.
Ein Familienausflug nach Auschwitz, Berlin 2015

Philip Meinhold,
Foto: Anna Jautzke,
eb. S. 80



Brüder zum Tod.“ Wieder begibt sich Meinhold auf die Suche nach Motiven für die Radikalisierung und nach den Todesumständen.

Philip Meinhold verfasst neben den beiden frühen Romanen vor allem Features, Essays, Erzählungen, Kolumnen, Artikel. Sie werden in Zeitungen und verschiedenen Anthologien veröffentlicht. Wie die Radiosendungen schöpfen sein Berlin-Buch und „Erben der Erinnerung“ aus der Vielfalt, sind Reportage, Gespräch und Meinung, Reflexion und immer wieder Rückschau.

Über die Generationen hinweg ändere sich der Aggregatzustand der Erinnerung, sagt Meinhold, der Zeitzeuge wird abgelöst durch den „Intellektuellen Zeugen“ (Geoffrey Hartman), der sich durch Einfühlungsvermögen dem historischen Ereignis nur noch annähern kann. Besser unsentimentales Nachfragen und Nachspüren als „Leerlauf der kreisrunden Phrasen“ (Ruth Klüger) und „Betroffenheitskultur“, besonders im Zusammenhang mit dem Holocaust. Der moralisierende Ton ist seine Sache nicht, von Anfang an. „In die Gegenwart“, zitiert Philip Meinhold den italienischen Schriftsteller Italo Svevo, „wirkt nur jener Teil der Vergangenheit hinein, der dazu bestimmt ist, sie zu erhellen oder sie zu verdunkeln.“

Philip Meinhold (*1971 in Berlin) erhielt 2003 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.





PETER KURZECK

Nichts vergessen dürfen und alles in Literatur verwandeln müssen

Schon in seinem ersten Roman „Der Nußbaum gegenüber vom Laden in dem du dein Brot kaufst.“ (1979) hatte der deutsche Schriftsteller Peter Kurzeck (1943–2013) zu seiner ureigenen, autobiografischen Erzählweise gefunden. Über die eigene Lebenserfahrung auf der Höhe einer bewussten Beobachtung gerade des Alltäglichen sein Zeitalter aufzuschreiben – das war Kurzecks Anspruch. Die Biografie des Autors wird zu einem literarischen Vehikel für etwas Größeres und Umfassenderes.

Im Zweiten Weltkrieg im tschechischen Tachau geboren, machte Kurzeck im frühkindlichen Alter die traumatische Erfahrung eines totalen Verlusts: Die Familie wurde 1946 aus Tachau vertrieben, wo sie alles zurücklassen musste, und ins hessische Stauferberg umsiedelte. Die Erfahrung, von einem zum anderen Tag alles verlieren zu können, Armut und das Gefühl der Fremdheit haben Kurzeck geprägt. Seinen Drang zu schreiben, dem er schon als Schüler nachging, beschrieb Kurzeck als einen Zwang, nichts vergessen zu dürfen und alles in Literatur verwandeln zu müssen. Der Totalitätsanspruch, der in diesem Ansatz steckt, macht Kurzecks Schreiben schon konzeptionell zu einem unmöglichen Unterfangen. Doch gerade diese Vorgehensweise bringt

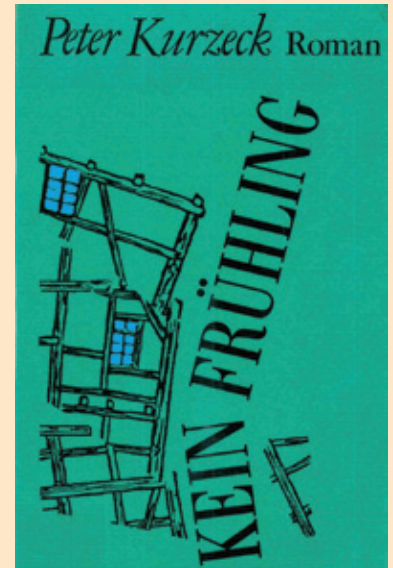
die für seine Romane charakteristische Atmosphäre zwischen Hoffnung und Sorge inmitten einer unfassbaren Fülle des Lebens hervor.

Kurzeck war eine Doppelbegabung und hat ein frühes malerisches Werk hinterlassen, von dem sich etwa 300 Arbeiten erhalten haben. Mitte der Sechzigerjahre



Ihr seid hier wohl sozusagen die Einwohner? Du siehst sie die Ohren spitzen. Mit Anstrengung, das können sie bloß im Stehen. In der Nacht kommt ihnen vor, daß sie es bei Tag besser könnten, das muß nicht stimmen. Sie lassen sich gern alles dreimal sagen, solange es im großen und ganzen die gleiche Geschichte bleibt; wo denn die Hoffnung? Und lassen dich dennoch nicht ausreden, jedes Räuspern muß in aller Ausführlichkeit wiederholt werden. In den Pausen, die müssen auch sein, halten wir mühsam Luft an, im Chor. Wenn sie, um gerissen zu scheinen, die falschen Fragen stellen, für jedes Wort eine halbe Ewigkeit, da bist du geduldig wie ein Märchenerzähler und sie werden auch dann noch ihre gute Weile Zeit brauchen, nickend und kopfschüttelnd, bevor sie dir nicht Ja und nicht Nein sagen und was für arme Leute sie sind in Gottes Namen, die Verhältnisse, aber gutwillig, das weiß auch hier links unser ewiger Nachbar. Steht jeder für sich, eine Versammlung von ungelenkten Fragezeichen. An die Nacht gelehnt, im Geist sieht sich jeder in seiner dunklen Kammer schon längst im Schlaf liegen: bin ich nun der oder der? Wie in weiter Ferne.

aus: Peter Kurzeck, Kein Frühling, Roman, Basel, Frankfurt am Main 1987



gab Kurzeck die Malerei auf, um sich fortan ganz dem Schreiben zu widmen.

Mit seinem dritten Buch „Kein Frühling“ (1987), einem Roman über die Stadt Staufenberg und die deutsche Nachkriegszeit, wurde Kurzeck einem größeren Publikum bekannt und erhielt erste Literaturpreise. In seiner autobiografisch-poetischen Chronik „Das alte Jahrhundert“, Kurzecks mehrbändigem Hauptwerk, das ab 1997 erschien, kommt der Erzähler oft auf „Kein Frühling“ und Staufenberg zurück. Dieser Roman war in einer für Kurzeck schwierigen Zeit entstanden: Im Winter 1983/84 hatte Kurzeck seine Arbeit verloren, zugleich trennte sich seine langjährige Freundin mit der gemeinsamen Tochter

von ihm. So wiederholte sich in der Mitte seines Lebens die Erfahrung eines totalen Verlusts, die er Jahre später zum Ausgangspunkt seines Hauptwerks werden ließ.

„Das alte Jahrhundert“ erzählt in seiner Rahmenhandlung ein halbes Jahr im Leben eines mittellosen Schriftstellers. Kurzecks Erzähltechnik, die zum einen die Gedanken des Erzählers assoziativ an ferne Orte und zu anderen Figuren und Geschichten gleiten lässt, zum anderen seine unmittelbaren Wahrnehmungen wiedergibt, schafft ein mosaikhaftes Zeitpanorama der alten Bundesrepublik, dessen Augenmerk auf dem alltäglichen Leben der Menschen liegt. Kurzeck hat eine eigene, an der Mündlichkeit



orientierte literarische Sprache entwickelt, die durch häufige elliptische Sätze, einen skurrilen Humor und einen melodiosen Satzbau gekennzeichnet ist. Seine Prosa fängt ein Lebensgefühl ein, das für unsere Zeit charakteristisch ist. Je nach Betrachtungsweise pendelt die Sprache zwischen einer Nervosität des Erzählers und Momenten meditativer Schau. Das Fortschreiten einer Handlung im herkömmlichen Sinne wird oft durch Rückblenden, Umwege, Nebengeschichten und Erinnerungen unterbrochen. Es entsteht ein erzählerischer Kosmos, der sich dem Leser nach und nach erschließt und das Bewusstsein auf die Sprache und das Erzählen selbst lenkt. Kurzeck war auch ein begnadeter mündlicher Geschichten-erzähler und schuf ab 2007 durch frei gesprochene

improvisierte Audio-CDs, die im Verlag supposé erschienen, eine neue literarische Gattung. Im selben Jahr wurde ihm der Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur verliehen.

Seit 1993 lebte Kurzeck in der südfranzösischen Kleinstadt Uzès; Lesereisen führten ihn mehrmals im Jahr nach Deutschland. Kurzeck starb 2013 infolge mehrerer Schlaganfälle in Frankfurt am Main. Sein vielfach ausgezeichnetes Werk erschien im Stroemfeld Verlag und erscheint heute bei Schöffling & Co.

Peter Kurzeck (*1943 in Tachau, †2013 in Frankfurt am Main) erhielt 2007 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.



Peter Kurzeck,
Foto: Günther Jockel,
eb. S. 83

Erst ein Regen- und dann ein Schneewinter. Als das Jahr 1984 anfang, nach der Trennung, hatte ich von einem zum andern Tag nix mehr. Auch keine Wohnung, kein Selbstbild, noch nicht einmal Schlaf ist mir übriggeblieben. Weg ist weg. Wie es scheint, fängst du dein Leben alle paar Jahre neu und von vorn an.

Freitagabend, noch früh. Erst noch gedacht, die Wohnung wird mit der Nacht mit uns in die Erde versinken. Dann merkst du, sie treibt, treibt gemächlich am Nachtsaum und trägt uns, treibt mit uns in die Zeit hinein. Langsam die Zeit. Auspacken, aufräumen, rumkramen, Käse und Obst essen. Erschütterungen. Nicht wie ein Erdbeben, nur als ob du das Wort ausprobierst. Hin und her in der Wohnung und in Gedanken. Lampenlicht, offene Türen. Die Wäsche zusammensammeln und für die Waschmaschine sortieren. Jeder praktische Handgriff eine Erlösung, so kam es mir vor.

aus: Peter Kurzeck, Übers Eis, Roman, Basel, Frankfurt 1997



ANDREAS MAIER

Feinnervige Ironie und robuste Heimatverbundenheit

Preise gehören für den Schriftsteller Andreas Maier von Beginn an dazu. In dem Jahr, als er erstmals die literarische Bühne betritt, zeichnet man ihn gleich mit drei Preisen aus: dem Ernst-Willmer-Preis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb, dem Literaturpreis der Jürgen Ponto Stiftung und dem Aspekte-Literaturpreis. Der Literaturkritiker und damalige Juror beim Bachmann-Wettbewerb, Denis Scheck, urteilte: „Wir würden uns ja blamieren, wenn wir uns nicht vor der sprachlichen Virtuosität des Textes verneigen.“ Es ist das Jahr 2000, in dem Andreas Maier auch seinen Debütroman „Wäldchestag“ veröffentlicht, der viel von dem hat, was auch heute noch für seine Bücher ausschlaggebend ist: ein souveräner Erzählton, feinnervige Ironie, großzügige Menschlichkeit und robuste Heimatverbundenheit.

Geboren wurde Andreas Maier 1967 in Bad Nauheim im Wetteraukreis. Eine Region, die ihn bis heute nicht loslässt. Die Jurybegründung zum Georg-Lichtenberg-Preis spricht von einem emphatischen Bekenntnis zur Heimat.

Nach dem Abitur in Friedberg studierte Maier Altphilologie, Germanistik und Philosophie in Frankfurt am Main, wo er ebenfalls lange wohnte. Mittlerweile lebt er mit seiner Frau, der Theologin Christine Büchner, in Hamburg.

Seine Doktorarbeit schrieb Andreas Maier über den österreichischen Schriftsteller und Grantler Thomas Bernhard, der ihn unüberlesbar beeinflusste. In der Begründung zum Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis heißt es: „(...) der Furor von Maiers literarischer Prosa steht unleugbar in Abhängigkeit von diesem Vorbild. Er beschreitet aber gleichwohl einen unverwechselbar eigenen Weg.“

Nach seinem im Konjunktiv geschriebenen Roman „Wäldchestag“ folgen weitere, in denen eigenbrötlerische Figuren in ganz unterschiedlichen Landstrichen und Regionen mit sich und ihrem Leben ringen. Die Universitäten in Frankfurt am Main und in Mainz sowie die Fachhochschule Wiesbaden verpflichten Maier zudem als Poetikdozenten. Und in der Wiener Literaturzeitschrift „Volltext“ erscheinen regelmäßig Kolumnen von ihm unter dem Titel „Neulich“, gleichzeitig auch immer das erste Wort der kultverdächtigen Kolumnen.

Sein Opus magnum beginnt er dann im Jahr 2010. Laut eigener Aussage hat er sich dafür erst einmal hingesetzt und elf knappe Titel auf ein Blatt Papier geschrieben: „Das Zimmer“, „Das Haus“, „Die Straße“, „Der Ort“, „Der Kreis“, „Die Universität“ sind mittlerweile erhältlich, im Juni erscheint



Währenddessen habe der Südhesse die ganze Zeit auf einem Balken gesessen und stumm ins Feuer geblickt. Wiesner habe sich ein wenig über ihn geärgert, denn er habe wieder einen ganz und gar pathetischen Eindruck gemacht, wie er dort, auf dem Balken sitzend, ins Feuer gestarrt und gar nichts gesagt habe, ganz im Gegensatz zu allen anderen Anwesenden. Und wenn ihn ein Mädchen angesprochen habe, habe er freundlich gelächelt und tatsächlich immer ein kurzes Gespräch mit dem betreffenden Mädchen geführt, nein, es sei nichts, er sitze hier nur, um zu sitzen, er betrachte das Feuer, nichts weiter, das gefalle ihm im Augenblick so. Damit habe er wieder Eindruck geschunden, offenbar habe dieser Südhesse in keinem Augenblick davon ablassen können, Eindruck zu schinden.

aus: Andreas Maier, Wäldchestag, Roman, Frankfurt am Main 2000

Andreas Maier Wäldchestag

Roman



„Die Familie“. Folgen sollen noch „Die Städte“, „Die Heimat“, „Der Teufel“ und „Der liebe Gott“. „Ortsumgehung“ nennt Maier seinen auf elf Bände angelegten Romanzyklus, der eng an der eigenen Biografie entlang ein Ich entwirft, das sich aus und in der Landschaft herausbildet. In seiner 2006 unter dem Titel „Ich“ publizierten Frankfurter Poetikvorlesung konstatiert Maier an einer Stelle: „Literatur ist ein Mittel, um ein Ich sichtbar zu machen.“ Genau das führt er in seinen Romanen mustergültig vor. Alle ein, zwei Jahre ein Buch, keines mehr als 200 Seiten lang. Wegen des autofiktionalen Charakters dieser Romane rücken ihn manche in die Nähe des schwedischen Bestsellerautors und peniblen Ich-Vermessers Karl Ove Knausgård. Ein Vergleich, den Andreas Maier nicht mag. Viel eher sieht er sich

Der Ort, die Straße, das Haus, das Zimmer, neulich sagte ich mir, du nimmst jetzt alles, deine Heimat, die ganze Wetterau, deine Familie, deine Geschichte zwischen zwei Grabsteinen und Steinbrüchen, setzt dich ins Zimmer deines Onkels und machst daraus dein letztes Werk, ein Werk, das du so lang weiterschreibst, bis du tot bist, und dieses Werk wirst du Ortsumgehung nennen, benannt nach der Ortsumgehungsstraße, mit der sie deine Heimatstadt jetzt umgehen und auf der immer noch nicht gefahren wird, obgleich sie schon drei Jahre daran bauen und die Genehmigung, ein schönes deutsches Wort, sich über vierzig Jahre hingezogen und eigentlich mein ganzes Leben begleitet hat.

aus: Andreas Maier, Der Ort, Roman, Berlin 2015



Andreas Maier,
Foto: Karl-Heinz Bärtl,
eb. S. 86



in einer Linie mit den Schriftstellern Arnold Stadler und Peter Kurzeck, die er verehrt. Kafka mag er indes nicht. Mit Kurzeck teilt er die Unbedingtheit im Ton und die Nähe zum sogenannten echten Leben in der hessischen Provinz. Auf die Frage nach seinen Erinnerungen an die Verleihung des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises antwortet Andreas Maier denn auch, wie charmant er es damals fand, dass Kurzeck diesen Preis direkt vor ihm bekommen habe: „So konnte ich einmal in seiner Nachfolge stehen.“

Andreas Maier (*1967 in Bad Nauheim) erhielt den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur 2011.



Von Bettina Bergstedt



SILKE SCHEUERMANN

Verschwinden in eine fabelhaft andere Welt

Silke Scheuermann ist Romanautorin und Lyrikerin. Wenn sie beim einen nicht weiterkommt, mache sie beim anderen weiter. Das ist nicht unpraktisch. Aber Silke Scheuermann hat noch ein weiteres Betätigungsfeld, die bildende Kunst. Wenn es mit dem Schreiben stockt, malt sie, ganz entspannt und ohne professionellen Anspruch. Als Schriftstellerin betreibt sie ihren Beruf mit großem Ernst. Seit ihrem Debüt, dem 2001 erschienenen Lyrikband „Der Tag an dem die Möwen zweistimmig sangen“, sind fünf Gedichtbände erschienen, ein Erzählband, ein Kinderbuch

und vier Romane. Sie wurde mit zahlreichen Preisen geehrt, war 2007 eingeladen nach Klagenfurt zum Wettlesen um den Ingeborg-Bachmann-Preis, erhielt den Hölty-Preis für Lyrik 2014, den Bertolt-Brecht- und den Robert-Gernhardt-Preis, dazu kamen zahlreiche Stipendien, Arbeitsaufenthalte in Beirut, Los Angeles, Rom und Kyoto. In Darmstadt erhielt sie ihren ersten Lyrik-Preis (Leonce-und-Lena-Preis 2001), mit dem Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis wurde sie ausgezeichnet für ihren jüngsten Roman „Wovon wir lebten“.



Glaubst Du, das ist eine tote Nutte?“

Ich drehe mich um. Ein Stück über mir an der Böschung steht ein Junge, den ich hier noch nie gesehen habe.

Von seinem Geschrei sind die Blesshühner, Enten und Nilgänse aufgeschreckt worden, die sich im Ufer versteckt halten; sie flattern wild durcheinander. Es ist sehr früher Morgen, ich kann die Nacht noch in der Luft riechen; Nebelreste qualmen über dem Flusswasser.

„Nein, ganz bestimmt nicht!“, gebe ich ärgerlich zurück.

„Es könnte ja sein, Mann. Die liegt da so!“ Er zuckt mit den Achseln.

aus: Silke Scheuermann, Wovon wir lebten, Roman, Frankfurt 2016



Silke Scheuermann,
Foto: Karl-Heinz Bärtl

In diesem Roman geht es um die Kunst des Kochens, die Marten, der schon in jungen Jahren nichts mehr vom Leben erwartet – weil er es, aufgewachsen im Drogen- und Kleinkriminellen-Milieu, nie anders kennengelernt hat. Dank seines neu entdeckten Talents avanciert er zum gefragten Fernsehkoch, während seine Jugendliebe, die einst unerreichbare Stella, der er wieder begegnet, nun um Anerkennung kämpfen muss. Sie ist Malerin, und da taucht sie, wie in Silke Scheuermanns anderen Romanen, wieder auf, in Sprache gefasst, die bildende Kunst. Ihr erster Roman, „Die Stunde zwischen Hund und Wolf“, führt die Ich-Erzählerin gleich zu Beginn in eine Francis-Bacon-Ausstellung. Die Bilder drehen sich um das Verhältnis Mensch und Tier, vom Tierischen im Menschen handelt am Ende auch ihre Geschichte. In „Shanghai Performance“ (2011) geht es um eine Performancekünstlerin mit realem Vorbild (Vanessa Beecroft), und im dritten Roman, „Die Häuser der anderen“, immerhin um allgegenwärtige gesellschaftliche Bilder der Selbstoptimierung.



Silke Scheuermann wurde am 17. Juni 1973 in Karlsruhe geboren, sie studierte in Frankfurt am Main, Leipzig und Paris Theater- und Literaturwissenschaften, lebte lange in Frankfurt und seit 2008 in Offenbach, sie ist Mitglied im PEN-Zentrum Deutschland. Die Frankfurter Literaturkritikerin, Journalistin und damalige Studienkollegin Sandra Kegel sagte bei ihrer Laudatio zum Lichtenberg-Preis, dass Silke Scheuermann von Anfang an ein untrügliches Gespür für spannungsreiche Stoffe gezeigt habe. Angesichts einer einfachen Meldung für die Tageszeitung über eine Künstlergemeinschaft habe sich vor Silke Scheuermanns innerem Auge gleich ein Romanstoff aufgetan und ein Personengeflecht mit Potenzial für eine große Erzählung. Ihr Schreibprozess habe etwas von „Notwendigkeit“ gehabt, „immer ist es triftig“, sagte Kegel.

Silke Scheuermann nimmt das Material und macht daraus ihre eigene Geschichte. Beziehungen, Erwartungen, Scheitern und Gelingen, mit geschärftem Blick geht es um die Selbstvergewisserung in der Gesellschaft, die viel einfordert und in der man leicht ins Schlingern gerät. Die Sprache der Autorin ist knapp und anschaulich, wirkt authentisch und glaubwürdig, mitten im Leben. Dabei hat Schreiben immer mit Auflösung, mit Verlust zu tun, in der Prosa und besonders in der Lyrik. Scheuermanns Gedicht „Mädchen im Spiegel“ spricht davon: „Als Kind schaute ich / mit der Wachsamkeit eines Geschöpfes in den Spiegel, / das ständig vom Verschwinden bedroht ist. / Verschwinden / wohin? Eine andere Welt konnte ich mir / fabelhaft vorstellen. (...)“

Eine andere Gedichtzeile lautet: „träumende Bücher, wir wickeln alles darin ein.“ Der Traum entsteht im



Silke Scheuermann,
Foto: Karl-Heinz Bärthel,
eb. S. 89

Das Meer wird geöffnet

In dieser Nacht knirschte die Trockenheit
lauter als Holz Der Strand war nicht hier

doch ich konnte ihn holen und ihn dir schicken
Als Werkzeug brauchte ich nur

einen Schriftzug und blaue Tinte Ich hörte
kein Rauschen im Zimmer nur das leise Diktat

dir zu schreiben daß heute
sehr viel in ein überheiztes Schlafzimmer paßt

Diese Nacht föhnte die Heizung den Stoff
die Küche wartete ohne Wände

Niemand traute sich an den Brotkasten
vor dem der Paravent schlief

aus: Silke Scheuermann, Der Tag an dem die Möwen zweistimmig sangen.
Gedichte 2001–2008 (c) Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main 2013

Zwischenraum, da hat das Gedicht, das nicht der Konstante Zeit verhaftet ist, ungeheure Möglichkeiten. Die Lyrik bringt „passende Bilder zusammen, die simultan stattfinden können, und formuliert so eine rätselhafte Erzählung“. In einem Interview mit dem Literaturkritiker Michael Braun meinte Scheuermann, dass sie genau das interessiere an der Lyrik: „Die Zusammenfassung von Zeit und die Möglichkeit, durch mehrere Strophen, Zeiten, Wochen zu fließen, ohne ganz rational zu sein. Das ist auch so eine Parallele zu dieser Art von Bildern, die ich so mag: zu surrealistischen Bildern.“

Silke Scheuermann (*1973 in Karlsruhe) erhielt 2017 den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis für Literatur.

AUTORINNEN UND AUTOREN

SATZUNG

PREISTRÄGERINNEN UND PREISTRÄGER DES
GEORG-CHRISTOPH-LICHTENBERG-PREISES IM INTERNET

KUNST UND KULTUR BEIM LANDKREIS DARMSTADT-DIEBURG
UND IN DEN 23 STÄDTEN UND GEMEINDEN

IMPRESSUM



AUTORINNEN UND AUTOREN

Bettina Bergstedt,

geboren in Heidelberg, studierte Germanistik und Ethnologie an der Universität in Heidelberg und Kulturwissenschaften in Hildesheim. Anschließend Volontariat und Redaktionstätigkeit im Chronik-Verlag, Harenberg, Dortmund. Als Journalistin war sie tätig bei der Hannoverschen Allgemeinen, der Süddeutschen Zeitung und anderen mit Schwerpunkt Kultur. Seit 2009 ist sie freie Journalistin beim Darmstädter Echo (Kultur, Lokales) und arbeitet als Autorin und Lektorin.

Dr. Roland Held,

geboren 1949 in Darmstadt, dort auch Abitur. 1970–77 Studium generale an der Goethe-Universität, Frankfurt a. M., 1978–82 Promotionsstudium im Fach Anglistik/Amerikanistik, abgeschlossen mit Dissertation über einen zeitgenössischen amerikanischen Lyriker. 1982–83 Referendariat an einem Gymnasium. Seit 1985 tätig als Kunstkritiker und -vermittler: Artikel in Zeitungen und Magazinen; Beiträge zu Ausstellungskatalogen; Eröffnungsreden; VHS-Kurs „Aktuelle Kunst“ etc.

Johannes Breckner,

ist Ressortleiter Kultur und Gesellschaft beim Darmstädter Echo. 1960 geboren, wuchs er an der Bergstraße auf, machte Abitur in Bensheim und studierte in Frankfurt Musikwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte. Seit 1978 schreibt er für Zeitungen über Kultur, nach dem Studium absolvierte er ab 1987 ein Volontariat und trat 1989 in die ECHO-Feuilletonredaktion ein. Viele Jahre versah er einen Lehrauftrag „Praxis der Presse“ an der TU Darmstadt. Johannes Breckner ist verheiratet und lebt in Pfungstadt.



Alexander Losse,

geboren 1974 in Teheran, Studium der Germanistik und Philosophie in Mainz. Mitarbeiter des Stroemfeld Verlags von 2005 bis 2016. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Siegen von 2017 bis 2018. Lektor und Layouter. Gemeinsam mit Rudi Deuble Nachlassherausgeber der Werke Peter Kurzecks. Alexander Losse lebt in Frankfurt am Main.

Claus K. Netuschil

wurde 1951 in Heppenheim/Bergstraße geboren. Nach dem Abitur am Abendgymnasium Darmstadt, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Bibliothekswesen von 1973 bis 1976 an der Freien Universität Berlin. 1976 Eröffnung einer Galerie in Darmstadt mit Schwerpunkt auf zeitgenössischer Malerei und Skulptur. Kunstvermittlung durch Vorträge, Werkstattgespräche, Führungen und Atelierbesuche. 1984 Gründer und bis heute erster Vorsitzender der Vereinigung „Kunst Archiv Darmstadt e.V.“, eine Dokumentationsstelle für die Darmstädter Kunst und der Region. Ausstellungskurator, Herausgeber und Autor zahlreicher Publikationen zur zeitgenössischen Kunst.

Shirin Sojitrawalla

wurde 1968 in Freiburg im Breisgau geboren und lebt heute in Wiesbaden. Sie studierte Germanistik, Komparatistik und Politikwissenschaften und absolvierte im Anschluss ein Volontariat bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Seit dem Jahr 2000 arbeitet sie als freie Journalistin mit den Schwerpunkten Literatur und Theater für verschiedene Zeitungen und Radiosender (Deutschlandfunk, taz, Theater der Zeit, Frankfurter Rundschau, nachtkritik.de und andere).

DIE SATZUNG

Satzung über die Verleihung des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises des Landkreises Darmstadt-Dieburg

Der Kreistag des Landkreises Darmstadt-Dieburg hat auf Grund des § 5 Abs. 1 Hessische Landkreisordnung (HKO) in der Fassung der Bekanntmachung vom 07.03.2005 (GVBl. I S. 183), zuletzt geändert durch Artikel 2 des Gesetzes vom 20.12.2015 (GVBl. S. 618), in seiner Sitzung am 08.04.2019 die nachfolgende Satzung zur Änderung der „Satzung über die Verleihung des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises des Landkreises Darmstadt-Dieburg“ (in der Fassung vom 16.11.2015), beschlossen.

§ 1 Allgemeines

- (1) Der Landkreis Darmstadt-Dieburg stiftet zur Förderung der im Bereich der bildenden Kunst und Literatur tätigen Personen den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis.
- (2) Der Preis wird alle 2 Jahre im Wechsel für bildende Kunst und Literatur verliehen.
- (3) Der Landkreis Darmstadt-Dieburg stiftet einen Georg-Christoph-Lichtenberg-Nachwuchspreis zur Förderung im Bereich der bildenden Kunst und Literatur für junge Erwachsene bis zum Alter von 25 Jahren. Vor der Vorauswahl dieses Personenkreises durch die Expertenjury wird ein Bewerbungsverfahren ausgeschrieben.
- (4) Die Preisjury kann vor der Ausschreibung des Nachwuchspreises ein Genre oder ein Thema festlegen.
- (5) Der Nachwuchspreis kann alle 2 Jahre im Wechsel für bildende Kunst und Literatur verliehen werden.



§ 2 Ausstattung

- (1) Der Preis wird mit einer Urkunde und einem Geldbetrag in Höhe von 10.000 Euro verliehen. Er kann auch auf mehrere Preisträgerinnen und Preisträger aufgeteilt werden.
- (2) Der Nachwuchspreis wird mit einer Urkunde und einem Geldbetrag in Höhe von 1.500 Euro verliehen. Er kann auch auf mehrere Preisträgerinnen und Preisträger bzw. eine Gruppe aufgeteilt werden.
- (3) Von den Preisträgern wird erwartet, dass sie ihr ausgezeichnetes Werk bei 2 – 3 öffentlichen Lesungen bzw. Ausstellungen im Landkreis der Öffentlichkeit vorstellen.
- (4) Der Preis und der Nachwuchspreis kann jeder Person nur einmal verliehen werden.

§ 3 Personenkreis

- (1) Der Preis wird für besonders förderwürdige Leistungen auf dem Gebiet der bildenden Kunst (Malerei, Architektur, Grafik, Bildhauerei u. ä.) oder der Literatur an Schriftstellerinnen und Schriftsteller/ bildende Künstlerinnen und Künstler verliehen, die in der südhessischen Region/RheinMain leben oder einen Bezug dazu haben.
- (2) Der Nachwuchspreis wird für besonders förderwürdige Leistungen auf dem Gebiet der bildenden Kunst (Malerei, Architektur, Grafik, Bildhauerei u. ä.) oder der Literatur an junge Erwachsene verliehen, die im Landkreis Darmstadt-Dieburg leben oder einen Bezug dazu haben. Das 25. Lebensjahr darf am Tage der Bewerbung nicht überschritten sein.

DIE SATZUNG

§ 4 Preisvergabe

- (1) Der Kreisausschuss bestimmt für jede Preisvergabe des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises fünf anerkannte Fachleute aus dem Bereich bildende Kunst oder Literatur (Vorjury), die aus dem jeweiligen Bereich insgesamt fünf Künstlerinnen und Künstler oder Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit entsprechender Begründung und notwendigen Informationen vorschlagen, die auf Grund ihrer Arbeit als Preisträgerin oder Preisträger für den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis geeignet und einer Verleihung würdig sind. Die Vorjury soll möglichst ausgewogen mit Frauen und Männern besetzt werden.
- (2) Die Jury gem. § 4 Abs. 3 entscheidet alle 2 Jahre, ob der Nachwuchspreis für junge Erwachsene im Landkreis Darmstadt-Dieburg im Bewerbungsverfahren ausgeschrieben wird.
- (3) Über die Preisvergabe entscheidet eine Jury, die jeweils für den Bereich der bildenden Kunst und der Literatur gebildet wird. Die Jury besteht aus:
 - a) der zuständigen Dezernentin oder dem zuständigen Dezernenten, die oder der den Vorsitz führt,
 - b) je einem Mitglied der im Kreistag vertretenen Fraktionen,
 - c) sachkundigen Bürgerinnen und Bürgern, in gleicher Anzahl wie Buchstabe a) und b), die durch den Kreisausschuss bestimmt werden, darunter die Mitglieder der Vorjury.



In Bezug auf die Besetzung der Jury wird auf § 13 HGIG hingewiesen, wonach in diesem Gremium mindestens zur Hälfte Frauen berücksichtigt werden sollen. Ausnahmen sind nur aus erheblichen Gründen zulässig, die aktenkundig zu machen sind. Die Besetzung des Gremiums unterliegt nach § 17 HGIG dem Beteiligungsrecht der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten.

(4) Weitere Einzelheiten legt der Kreistag fest.

§ 5 Preisverleihung

(1) Die Preisverleihung findet in einer öffentlichen Feierstunde statt.

§ 6 Inkrafttreten

Die Satzung tritt am Tag nach ihrer öffentlichen Bekanntmachung in Kraft.

Darmstadt, den 02.05.2019

Der Kreisausschuss des Landkreises Darmstadt-Dieburg

Klaus Peter Schellhaas

Landrat

Die Preisträgerinnen und Preisträger des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises im Internet

Bildende Kunst

Esteban Fekete	http://www.esteban-fekete.de
Ernst Schonfeld	http://www.darmstaedtersezession.de/person/ernst-schonfeld
Leo Leonhard	http://www.darmstaedtersezession.de/person/leo-leonhard
Bruno Müller-Linow	http://www.müller-linow.de
Rainer Lind	http://www.rainer-lind.com
Barbara Beisinghoff	https://www.beisinghoff.de
Arno Jung	http://jungarno.de
Detlef Kraft	http://www.detlef-kraft.de
Gerd Winter	http://www.gerd-winter.de
Matthias Will	http://www.matthias-will-bildhauer.de
Helga Griffiths	http://www.helgagriffiths.de
Andrea Neumann	https://www.galeriekoch.de/de/artists/andrea-neuman/vita
Klaus Lomnitzer	https://www.klauslomnitzer.de
Martin Konietschke	http://www.martinkonietschke.de
Kurt Wilhelm Hofmann	http://www.darmstaedtersezession.de/person/kurt-wilhelm-hofmann
Joachim Kuhlmann	http://www.skulpturengarten-darmstadt.de



Literatur

Ursula Teicher-Maier	https://www.ursula-teicher-maier.de
Mechthild Curtius	https://www.fixpoetry.com/autoren/literatur/feuilleton/mechthild-curtius
Iris Anna Otto	https://de.wikipedia.org/wiki/Iris_Anna_Otto
Susanne Mischke	http://www.susannemischke.de
Rainer Wiczorek	http://www.rainer-wiczorek.de
Silke A. Schuemmer	https://www.schuemmer.com
Philip Meinhold	https://de.wikipedia.org/wiki/Philip_Meinhold
Peter Kurzeck	http://www.tagebergen.de/home/v/kurzeck/pkg-website/Biografie.html
Andreas Maier	https://www.suhrkamp.de/autoren/andreas_maier_3056.html
Silke Scheuermann	https://www.schoeffling.de/autoren/silke-scheuermann

Kunst und Kultur beim Landkreis Darmstadt-Dieburg und in den 23 kreisangehörigen Städten und Gemeinden

Wer sich für Kunst und Kultur interessiert, findet in der Kreisverwaltung Darmstadt-Dieburg und in den 23 Städten und Gemeinden Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner. Sie sind vor Ort gut vernetzt und geben Auskunft über Akteure und Einrichtungen, die sich für bildende Kunst oder Literatur engagieren. Auch unter www.ladadi.de/kultur sind weitere Kontaktdaten abrufbar.

Kreisausschuss des Landkreises Darmstadt-Dieburg

Kulturförderung

Albinstraße 23
64807 Dieburg
Telefon 06151 / 881-1404
Fax 06151 / 881-1019
kultur@ladadi.de
www.ladadi.de/kultur

Postanschrift

Jägertorstraße 207
64289 Darmstadt

Gemeinde Alsbach-Hähnlein

Bickenbacher Straße 6
64665 Alsbach-Hähnlein
Telefon 06257 / 5008-0
Fax 06257 / 5008-601
info@alsbach-haehnlein.de
www.alsbach-haehnlein.de

Stadt Babenhausen

Marktplatz 2
64832 Babenhausen
Telefon 06073 / 602-0
Fax 06073 / 602-22
info@babenhausen.de
www.babenhausen.de



Gemeinde Bickenbach

Darmstädter Straße 7
64404 Bickenbach
Telefon 06257 / 9330-0
Fax 06257 / 9330-18
info@bickenbach-bergstrasse.de
www.bickenbach-bergstrasse.de

Stadt Dieburg

Markt 4
64807 Dieburg
Telefon 06071 / 2002-0
Fax 06071 / 2002-100
info@dieburg.de
www.dieburg.de

Gemeinde Eppertshausen

Franz-Gruber-Platz 14
64859 Eppertshausen
Telefon 06071 / 3009-0
Fax 06071 / 3009-55
gemeinde@eppertshausen.de
www.eppertshausen.de

Gemeinde Erzhausen

Rodenseestraße 3
64390 Erzhausen
Telefon 06150 / 9767-0
Fax 06150 / 9767-47
hauptverwaltung@erzhausen.de
www.erzhausen.de

Kunst und Kultur beim Landkreis Darmstadt-Dieburg und in den 23 kreisangehörigen Städten und Gemeinden

Gemeinde Fischbachtal

Darmstädter Straße 8
64405 Fischbachtal
Telefon 06166 / 9300-0
Fax 06166 / 8888
gemeinde@fischbachtal.de
www.fischbachtal.de

Stadt Groß-Umstadt

Markt 1
64823 Groß-Umstadt
Telefon 06078 / 781-0
Fax 06078 / 781-226
info@gross-umstadt.de
www.gross-umstadt.de

Stadt Griesheim

Wilhelm-Leuschner-Straße 75
64347 Griesheim
Telefon 06155 / 701-0
Fax 06155 / 701-216
info@griesheim.de
www.griesheim.de

Gemeinde Groß-Zimmern

Rathausplatz 1 / Ersatzrathaus zurzeit:
Justus-Liebig-Straße 1
64846 Groß-Zimmern
Telefon 06071 / 9702-0
Fax 06071 / 71976
info@gross-zimmern.de
www.gross-zimmern.de

Stadt Groß-Bieberau

Marktstraße 28-30
64401 Groß-Bieberau
Telefon 06162 / 8006-0
Fax 06162 / 8006-27
stadtverwaltung@gross-bieberau.de
www.gross-bieberau.de



Gemeinde Messel

Kohlweg 15
64409 Messel
Telefon 06159 / 7157-0
Fax 06159 / 7157-13
info@messel.de
www.messel.de

Gemeinde Modautal

Odenwaldstraße 34
64397 Modautal
Telefon 06254 / 9302-0
Fax 06254 / 9302-50
info@modautal.de
www.modautal.de

Gemeinde Mühlthal

Ober-Ramstädter Straße 2-4
64367 Mühlthal
Telefon 06151 / 1417-0
Fax 06151 / 1417-138
gemeinde@muehltal.de
www.muehltal.de

Gemeinde Münster

Mozartstraße 8
64839 Münster
Telefon 06071 / 3002-0
Fax 06071 / 3002-40
rathaus@muenster-hessen.de
www.muenster-hessen.de

Stadt Ober-Ramstadt

Darmstädter Straße 29
64372 Ober-Ramstadt
Telefon 06154 / 702-0
Fax 06154 / 702-55
magistrat@ober-ramstadt.de
www.ober-ramstadt.de

Gemeinde Otzberg

Otzbergstraße 13
64853 Otzberg
Telefon 06162 / 9604-0
Fax 06162 / 9604-128
gemeindevverwaltung@otzberg.de
www.otzberg.de

Kunst und Kultur beim Landkreis Darmstadt-Dieburg und in den 23 kreisangehörigen Städten und Gemeinden

Stadt Pfungstadt

Kirchstraße 12-14
64319 Pfungstadt
Telefon 06157 / 988-0
Fax 06157 / 988-1300
info@pfungstadt.de
www.pfungstadt.de

Gemeinde Schaafheim

Wilhelm-Leuschner-Straße 3
64850 Schaafheim
Telefon 06073 / 7410-0
Fax 06073 / 7410-50
rathaus@schaafheim.de
www.schaafheim.de

Stadt Reinheim

Cestasplatz 1
64354 Reinheim
Telefon 06162 / 805-0
Fax 06162 / 805-65
stadtverwaltung@reinheim.de
www.reinheim.de

Gemeinde Seeheim-Jugenheim

Schulstraße 12
64342 Seeheim-Jugenheim
Telefon 06257 / 990-0
Fax 06257 / 990-480
gemeindeverwaltung@seeheim-jugenheim.de
www.seeheim-jugenheim.de

Gemeinde Roßdorf

Erbacher Straße 1
64380 Roßdorf
Telefon 06154 / 808-0
Fax 06154 / 808-109
gemeinde@rossdorf.de
www.rossdorf.de

Stadt Weiterstadt

Riedbahnstraße 6
64331 Weiterstadt
Telefon 06150 / 400-1000
Fax 06150 / 400-1099
stadt@weiterstadt.de
www.weiterstadt.de



IMPRESSUM

Eine Milchstraße voller Einfälle*

40 Jahre Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg
für bildende Kunst und Literatur

Herausgeber

Landkreis Darmstadt-Dieburg,
Fachbereich Wirtschaft,
Standort- und Regionalentwicklung
Jägertorstraße 207, 64289 Darmstadt
Telefon 06151 / 881-1218
oeffentlichkeitsarbeit@ladadi.de
www.ladadi.de
© 2019

Konzeption und Redaktion

Jutta Janzen, Landkreis Darmstadt-Dieburg,
Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit und Marketing,
Fachbereich Wirtschaft, Standort- und
Regionalentwicklung

Korrektorat

Dr. Susanne Mädger, www.lektorat-maedger.de

Layout

Ute Storch, Storch Design, www.storchdesign.de

Druck

Druckerei Lokay, www.lokay.de



Fotograf

Martin Diehl, geboren 1968 in Darmstadt, lebt in Modautal im Landkreis Darmstadt-Dieburg. Zur Fotografie kam er über Umwege – ursprünglich hat er eine technische Ausbildung absolviert. 1999 machte er sich mit der Fotografie selbstständig. Neben dem Schwerpunkt Porträtfotografie ist er europaweit auch im Bereich der technischen Fotografie unterwegs. Für dieses Buch fotografierte er die Fotos auf den Seiten 5, 7, 15, 16, 17, 27, 28, 54, 55, 56, Motiv Cover und Fußzeilen. www.martindiehl.de.

Falls nicht anders nachgewiesen, liegen die Fotorechte jeweils bei den Preisträgerinnen und Preisträgern.

*(S. 5, 107) vgl. „Eine ganze Milchstraße von Einfällen“, Georg Christoph Lichtenberg, Sudelbuch J, 1789–1794, J 344.)

Cover und Fußzeilen: Martin Konietschke, Lichtenberg-Preis-Figur, 2013, 26,5 cm. Fotos: Martin Diehl

